coucou

KULTURMAGAZIN
WINTERTHUR

ZEHN FRANKEN

NO.150 OKTOBER 2026

STATEMENTS ZUR 150. COUCOU-AUSGABE
Wie Prosecco in der eisigen Badewanne

PORTFOLIO VON LAURA SCHOCH
Brodelnde Vulkane und bunte Hunde

KULTUR ALS ARBEITSFELD
Pflästerlipolitik statt Strukturwandel

WWW. COUCOUMAGAZIN .CH



150. Ausgabe!

Kunst Museum Winterthur
Reinhart am Stadtgarten

3×2: Fokus Winterthur

Reto Boller / Céline Brunko

9.10.–1.11.2026



Art Salon Zürich

22. – 25. Oktober 2026

Zürichs Kunstmesse

Halle 622, Therese-Giehse-Strasse 10, 8050 Zürich

info@artsalonzurich.com

Early Bird Tickets
25% Rabatt

ASZh

BEYOND TICKETS

VBZ Züri Linie
Umsteigen lohnt sich.

Schweiz heute

Volle Fahrt voraus!

Text:
STEFAN BREITENMOSER

«Du musst nicht wissen, wohin dein Weg führt. Es reicht, wenn du weitergehst.» Von wem das Zitat stammt, weiss ich nicht. Aber es stand kürzlich auf einem Wandkalender in der Wohnung eines Freundes. «Was soll denn der Scheiss?», wollte ich von ihm wissen. «Den Kalender hat mir meine Oma geschenkt», bekam ich als Antwort. Diese befriedigte mich allerdings genauso wenig wie der Spruch selbst.

Denn natürlich sollte man wissen, wohin der Weg führt. Fröhliches Mäandern kann zwar schön sein, aber die Richtung sollte dennoch klar sein. Das gilt für mich, für dich, für das Coucou, das mit dieser Ausgabe ihre 150ste feiert, und genauso für die professionellen Kulturschaffenden, denen diese Ausgabe gewidmet ist. Die Richtung ist für sie selten das Problem. Trotzdem ist ein Grossteil nach wie vor auf einen «Brotjob» angewiesen, um überleben zu können. Mehrfachbeschäftigung ist eine Realität in der Kultur. Doch wenn nun der Bund die Kultur als Arbeitsfeld stärken will, kann es nicht das vornehmliche Ziel sein, Künstler*innen zu Expert*innen in Fundraising, Sponsoring und Selbstvermarktung auszubilden. Denn Kunst ist Kunst ist Kunst und unterscheidet sich fundamental von Marketing.

Doch nicht nur die Kulturpolitik, sondern auch das Coucou sollte seine Ziele nicht aus den Augen verlieren. 150 Ausgaben sind eine stolze Zahl. Und stolz sind wir. Doch darauf wollen wir uns nicht ausruhen. Vielmehr ist es unser Anspruch, noch besser zu werden – als Magazin, als Plattform, als verbindendes Element, als kulturpolitische Akteurin in dieser Stadt. Denn wir wissen, welchen Weg wir gehen möchten. Und auch wenn wir uns gerne mal überraschen lassen von den Orten, an denen er vorbeiführt, und von den Steinen, die wir von ihm entfernen, die Richtung ist stets klar.

Ansonsten halte ich es lieber mit der Grinsekatze aus Alice im Wunderland, die meint: «Wenn du nicht weisst, wohin du willst, führt dich jeder Weg dahin.»

Nr. 150

COUCOU KULTURMAGAZIN
Steinberggasse 18
8400 Winterthur
www.coucoumagazin.ch
150. Ausgabe, Oktober 2026
Auflage: 1400 Exemplare
ISSN 2296-8431

HERAUSGEBERSCHAFT
Verein Kulturmagazin für Winterthur

VERLAG/INSERATE
Anna Moser
verlag@coucoumagazin.ch

MARKETING/KOMMUNIKATION
Nils Lucas Mund

PRODUKTIONSLEITUNG
Sophie Wagner

TEXTREDAKTION
Stefan Breitenmoser, Aline Geissmann, Julius Schmidt, Lynn Vellacott
redaktion@coucoumagazin.ch

REDAKTIONELLE MITARBEIT
Bendicht Furrer, Laura Marta, Joana Stadler

BILDREDAKTION
Lia Grünig, Nils Lucas Mund, Anja Wicki
bildredaktion@coucoumagazin.ch

KALENDER
Nicolò Bernardi, Linda Continisio, Nando Erni, Ilaria Gandossi, Ronja Gigli, Daniel Hofer, Anna Moser, Philipp Schohl, Bettina Winkler
kalender@coucoumagazin.ch

KORREKTORAT
Caroline Heuberger, Cornelia Kästli, Sabina Kohler, Mirjam Menzi, Ai-lan Metzger, Anna Moser, Seraina Rutschman, Silvana Schlegel, Larissa Waibel, Anja Wohlgemuth, Vera Zimmermann

LITHOGRAFIE
Dominik Frei, Armin Frischknecht

SOCIAL MEDIA
Nils Lucas Mund, Karina Wieland

GESTALTUNGSKONZEPT
Offshore Studio
www.offshorestudio.ch

WEB-PROGRAMMIERUNG
Taylan Başlangıç
www.waldbachmedien.ch

DRUCK
Niedermann Druck AG, St. Gallen
www.niedermanndruck.ch

COVER
Anica Lora Nižić

FOTOGRAFIE/ILLUSTRATION
Carl Blechen, Daniel Bosshart, Lilian Caprez, Marius Eckert, Lia Grünig, Nora Hurtado, Stella Jarvis, Olivia Kurz, Anica Lora Nižić, Francesca Petrarca, Andri Pol, Laura Schoch

TEXTE
Alessandra Willi, Aline Geissmann, Amalie Bongartz, Colin Kofmehl, Daniel Fehr, Henry Eberhard, Julius Schmidt, Karin Lustenberger, Laura Marta, Lynn Vellacott, Matthias Menzi, Olivia Häberli, Sophie Wagner, Stefan Breitenmoser, Viviane Oswald, W.F.K.

ABONNEMENT
10 Ausgaben pro Jahr
Jahresabo: CHF 90
Gönner*innenabo: CHF 180
Goldabo: CHF 365
Reduziertes Abo: CHF 62
Einzelverkauf: CHF 10
Cornelia Kästli
abo@coucoumagazin.ch

COPYRIGHTS
Der Nachdruck der Artikel und Bilder – auch im Internet – ist nur mit der Genehmigung des Coucou gestattet. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

© 2026 Verein Kulturmagazin für Winterthur

* Das Sternchen bezeichnet eine Vielzahl an Geschlechtsidentitäten. Es bricht mit der binären Einteilung von Menschen in Frau und Mann.

Mitwirkende



Laura Schoch

KÜNSTLERIN UND ILLUSTRATORIN

Was machst du beim Coucou? Das Portfolio ab Seite 26 ist von mir und ich illustriere die Kolumne «Gedanken zum Nachtisch». – Was ist dein Lieblingsgebäude in Winterthur? Das riesige Lüftungsrohr beim Hako-Lager in Töss. – Dein Lieblingsgegenstand? Der Reiserucksack, den ich zum 18. Geburtstag bekommen habe. – Was bereitet dir Freude? Wenn der Brokkoli beim Waschen mit dem Stiel nach oben wie eine Duschbrause tropft. – Dein Lieblingsmaterial? Im Moment arbeite ich am liebsten mit Ölfarbe und Pastellkreide. – Ohne was gehst du nicht aus dem Haus? Klischee, aber: Skizzenbuch. – Schreibst du Briefe? Ja, an Silvester. – Was fasziniert dich? Menschen, die für Gedanken, Gefühle oder Wissen eine eigene Ausdrucksform finden. – An welchem Ort würdest du am liebsten ein Zelt aufschlagen? Auf dem Eschenbergturm. – Was beschäftigt dich zurzeit? Wie Bilder und Geschichten heute funktionieren. – Welcher Rausch ist der schönste? Etwas geschafft zu haben, das schwierig war. – Was denkst du, um was geht es im Leben nicht? Autos, Uhren und die ominöse Checkliste. – Wovor hast du Angst? Zu viel Ungewissheit. – Worüber sprechen Menschen viel zu selten? Über das Gute. – Steibi oder Lagerplatz? Lagerplatz. – Früh oder spät? Spät (oder zu spät)!



Karin Lustenberger

MEDIENKÜNSTLERIN UND CARE-AKTIVISTIN

Was hast du in dieser Ausgabe beigesteuert? Den Beitrag zur Carefreundlichkeit in Kunst und Kultur. – Sommer oder Winter? Ich freue mich das ganze Jahr immer auf den Sommer. – Das gesprochene oder das geschriebene Wort? Das gedachte Wort. – Ein Rat, den du deinem zwanzigjährigen Selbst geben würdest? Hör nicht auf Ratschläge. – Was fasziniert dich? Menschen, die gerne kochen. – Was war der schrägste Job, den du je hattest? Mikrowellen umpacken, im Akkord. In einer Schachtel lag eine bunt verpackte, geschmolzene Raketenglace aus China. – Welche Frage sollten wir in unsere Mitwirkende-Rubrik aufnehmen? Wenn du ein Klang wärst, wie würdest du tönen? – Welches Gesetz würdest du gerne ändern? Einige. – Was ist dein Lieblingsgegenstand in deiner Wohnung? Meine Geschirrspülmaschine. – Lieblingssprache? Tanzen! – Möchtest du hier jemanden grüssen? Ja, Gabriela Huldi. Mit ihr mache ich am 7. November in den oxyd Kunsträumen Winterthur eine gemeinsame Veranstaltung. – Welche Frage stellst du dir öfters? Habe ich alles dabei?

Bilder: Stella Jarvis
Fragen: Coucou-Redaktion

HINTERGRUND

SEITE 18

Brot Job

Viele Kulturschaffende arbeiten für mehrere Auftraggeber*innen und verdienen wenig. Das Schweizer Sozialversicherungssystem ist für diese Realität nur bedingt ausgelegt. Im Hintergrundartikel werden die dadurch entstehenden Schwierigkeiten beleuchtet und im anschliessenden Interview mit Etrit Hasler, Geschäftsführer von Suisseculture Sociale, vertieft.

ESSAY

SEITE 28

Art Care

Care-Verantwortung, Existenzsicherung und künstlerische Projekte in Balance bringen: Geht das? Und: Geht das in der Schweiz? Karin Lustenberger, die im Kernteam des Netzwerks art+care mitwirkt, macht in ihrem Essay eine Bestandsaufnahme und blickt in die Zukunft.

SHORTY

SEITE 32

Kunst Alt

In den meisten Fällen ist das Leben als Künstler*in geprägt von Nebenjobs, die helfen, über die Runden zu kommen. Doch dann, eines Tages, ist man im Rentenalter. Wie weiter? Im Shorty erzählen drei Winterthurer Künstler*innen davon, wie es um ihre Altersvorsorge steht.

Inhaltsverzeichnis

Statements zur 150. Coucou-Ausgabe . . 6
Hintergrund: Kunst auf eigenes Risiko. 8
Interview mit Etrit Hasler 14
Essay: Wenn Helvetia die Care-Arbeit . .
übernimmt. 18
Shorty: «Und plötzlich ist man 65» . . .22
Artothek: Eine Welle zum Nachdenken. . .24
Comic. 25
Portfolio von Laura Schoch 26
Kolumnenkosmos 34
Kulinarium: Goûtgoût 36
Geh mal. 38
Hör mal. 39
Lies mal 40
Schau mal. 41
Kultursplitter 42

«Wie ein unsichtbares Netz hält das Coucou im Verborgenen die Kulturstadt zusammen.»

LAURA SERRA, Betriebsleitung Jungkunst

«Eine meiner ersten Kolumnen im Coucou veröffentlicht zu sehen, hat mir viel gegeben.»

ANNA ROSENWASSER, Autorin & Nationalrätin

«Das Coucou ist ein bisschen Steibibühne, ein Ticken Roulotte, ein Hauch Startrampe und etwas Energie vom Kirchplatz.»

ANINA LJASKOWSKY, Präsidentin Winterthurer Musikfestwochen

«Das Coucou berichtet, vermittelt, vernetzt und schafft Raum für Debatten.»

STEFAN FRITSCHI, Stadtpräsident

«Das Coucou gibt dem kulturellen Leben dieser Stadt eine Stimme. Umso schöner, dass dabei auch die Fotografie ihren Platz findet.»

MARIELLA PREISINGER, Kommunikation & Marketing, Fotomuseum Winterthur

«Ohne den Online-Kalender des Coucou hätte ich viele Abende auf dem Sofa und Nächte mit Schlafen verbracht.»

LOUISA BUTTSWORTH, Vorstandsmitglied GRÜNE

Seit 150 Ausgaben für Winterthur da

«Das Coucou verweist auf Herausforderungen, die ohne es übersehen werden.»

FLURIN WÄGER, Geschäftsleitung Kulturlobby

«Ein seltener Hybrid aus B-Movie, Experimentalfilm und süsser Romcom: Das ist das Coucou.»

LILIANE HOLLINGER, Leitung Kino Cameo

«Ohne das Coucou wäre Winterthur um eine kritische, kulturaffine, unabhängige, lokale und wichtige journalistische Stimme ärmer.»

OLIVIA STAUB, Politikerin

«Grünschnäbeln hilft das Coucou, sich in Winterthur zurechtzufinden, und alten Hasen, ihren Horizont zu erweitern.»

OLIVIA HÄBERLI, Kolumnist*in

«Das Coucou ist Kulturgezwitscher!»

OXYD-TEAM

«Das Coucou ist ein Urban-Contemporary-Contact-Waacking-Flying-Low-Modern-Krump-Ballett.»

ASTRID KÜNZLER, Leitung Tanzfest Winterthur

«Für mich ist das Coucou eine liebevolle Einladung, Winti neu zu entdecken.»

LILIAN CAPREZ, Illustratorin

«Jede Coucou-Ausgabe fängt ein, was die Stadt gerade bewegt.»

AMINA MVIDIE, ehemalige Redakteurin

«Ohne das Coucou wäre ich wohl nicht Journalist geworden.»

SEBASTIAN GALLI, Journalist

«Der Kulturkalender macht die Vielfalt der Winterthurer Kulturlandschaft sichtbar – gerade auch die kleinen Orte.»

YVONNE DÜNKI, Co-Präsidentin Verein OnThur

«Das Coucou macht nicht nur Werke und Projekte sichtbar, sondern auch die Menschen und Praktiken dahinter.»

THI MY LIEN NGUYEN, Künstlerin

«Das Coucou ist Herzenssache.»

LARA STOLL, Komikerin

«In der und für die junge Winterthurer Kulturszene ist das Coucou eine wichtige Stimme!»

ERWIN SCHATZMANN, Künstler

«Für OnThur ist das Coucou Verstärker, Bühne und Resonanzraum zugleich.»

JUSTUS SCHMITZ-HÜBSCH, Booking Albani Bar of Music

«Das Coucou ist ein Entdeckungsort.»

JOHN CANCIANI, Künstlerische Leitung Kurzfilmtage

«Das Coucou ist eine ‹Insel für Walter›, so der Titel einer wundervollen Installation des Winterthurer Künstlers Christoph Eisenring.»

KONRAD BITTERLI, Direktor Kunst Museum Winterthur

«Das Coucou ist eine wichtige Plattform für junge Künstler*innen, die vielleicht zum ersten Mal in einer grösseren Auflage publizieren können.»

MIRIAM RUTHERFOORD, Künstlerin

«Das Coucou gibt der Winterthurer Musik eine Bühne und zeigt immer wieder, wie vielfältig und lebendig die lokale Szene ist.»

NIK PETRONIJEVIC, Musiker bei Anger MGMT

«Das Coucou ist wie eine Küchenparty mit Prosecco und Dosenbier aus der mit Eis gefüllten Badewanne.»

ALEXANDRA MÜNGER, Das Gemunkel, Winterthurer DJ

«Das Coucou macht Themen sichtbar, die politisch aufgegriffen und weitergedacht werden können.»

RONA JUNG, Politikerin

«Bereits mit der ersten Ausgabe hatte der Comic einen festen Platz im Coucou – vielen herzlichen Dank!»

DANIEL BOSSHART, Comic-Zeichner

«Das Coucou ist für mich ein unverzichtbarer Teil des Winterthurer Kulturlebens!»

THOMAS GUGLIELMETTI, Programmleitung Theater Winterthur

«Unsere Freund*innen vom Coucou machen den ausführlichsten Kulturkalender der Stadt.»

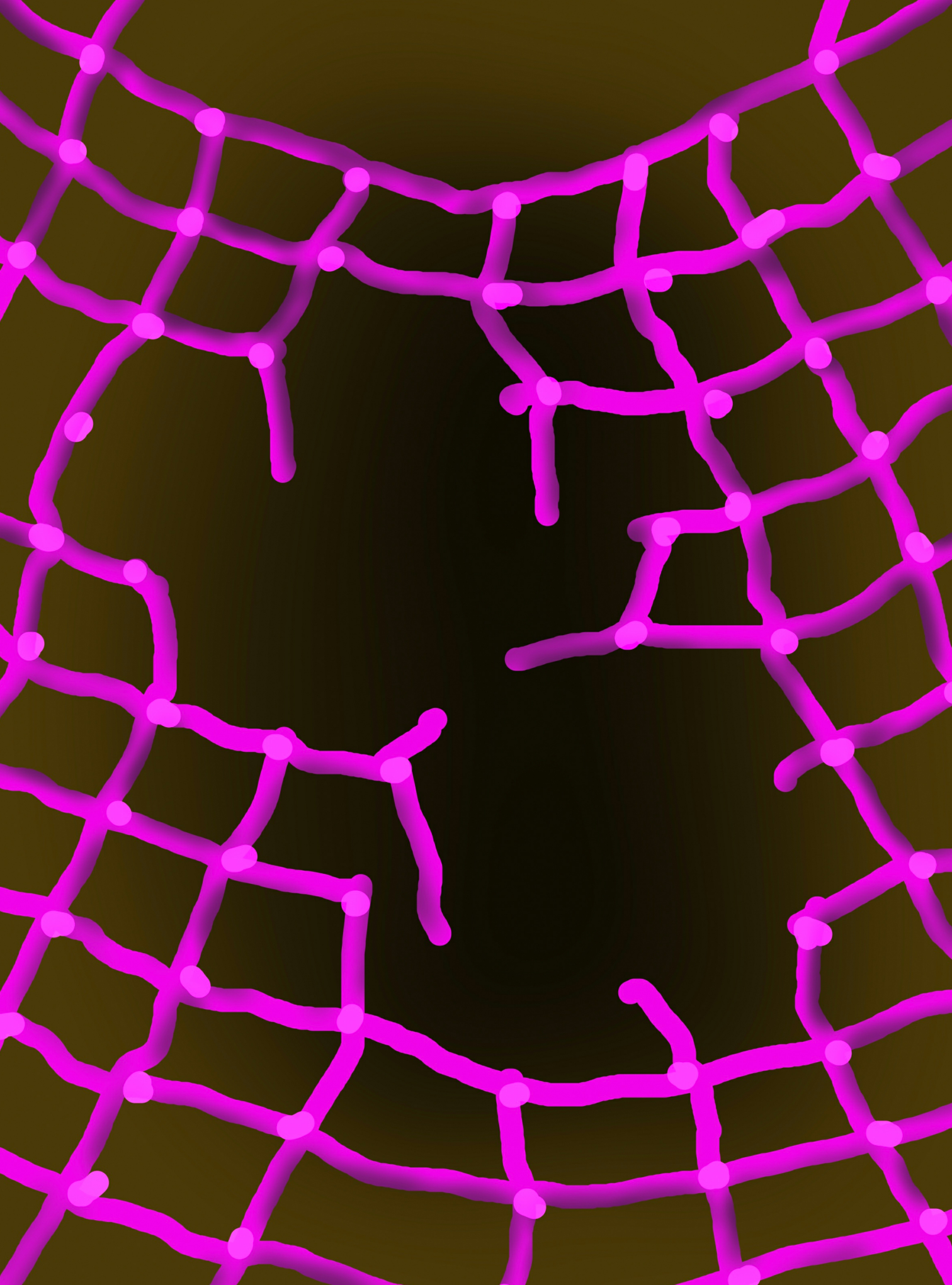
URSINA INGOLD, Redakteurin Radio Stadtfilter

Kunst auf eigenes Risiko

Text:
STEFAN BREITENMOSER

Bild:
ANICA LORA NIŽIĆ

Kunst- und Kulturschaffende arbeiten häufig Teilzeit, selbstständig und in mehreren Jobs gleichzeitig. Die Schweiz hat ihr Sozialversicherungssystem in den letzten Jahren punktuell an diese Realität angepasst. Doch die grundlegende Frage bleibt: Wie lässt sich ein System absichern, in dem schlicht zu viele zu wenig verdienen? Ein Blick nach Irland und Frankreich zeigt, dass auch andere Antworten möglich sind.



«Du bist gut genug», lautete der Refrain des Sommerhits dieses Jahres. Und egal ob man sich in jugendlicher Coolness über den Song amüsierte oder zu Tränen gerührt mitsummte: Er traf einen wunden Punkt. Denn unsere Leistungsgesellschaft konfrontiert uns genau mit dieser Frage: Bin ich gut genug?

Diese Frage sitzt insbesondere Künstler*innen und Kulturschaffenden im Nacken. Denn selbst wenn eine kunst- oder kulturschaffende Person sich selbst und ihre Arbeit als gut genug empfindet, reicht das meist noch lange nicht, um über die Runden zu kommen: Zu prekär sind oft die Lebensumstände, zu atypisch die Anstellungsverhältnisse, zu niedrig der Lohn. All das zeigte sich während der Pandemie deutlich, als viele Kulturschaffende plötzlich ihre Existenzgrundlage verloren. Seither hat das Bewusstsein für die Prekarität und somit für faire Gagen, soziale Sicherheit und spezifische Rechte zugenommen – sowohl bei den Kunst- und Kulturschaffenden selbst als auch von öffentlicher und institutioneller Seite. Die Kulturbotschaft des Bundes für die Jahre 2025–2028 hält deshalb explizit fest, dass die Kultur als Arbeitsfeld gestärkt werden soll. Doch wo müsste man bei diesem zerfahrenen Problemkomplex ansetzen?

Um diese Frage zu beantworten, ist es wichtig, zuerst einmal einen Blick auf die Daten zu werfen. Lange Zeit lieferte diese einzig Suisseculture Sociale verlässlich. Bereits 2006 lancierte der Dachverband eine Umfrage zur sozialen Sicherheit von Kulturschaffenden und wiederholte diese Erhebungen 2016 und 2021. Erstaunlich dabei ist, dass sich die Zahlen in diesem Zeitraum kaum verändert haben. So verdienten laut der Studie aus dem Jahr 2016 rund die Hälfte der Befragten unter 40'000 Franken im Jahr (inklusive Nebenjobs), 2021 waren es bereits rund 60 Prozent. Trotz aller Fair-Pay-Diskussionen scheint die Tendenz also eher eine rückläufige zu sein.

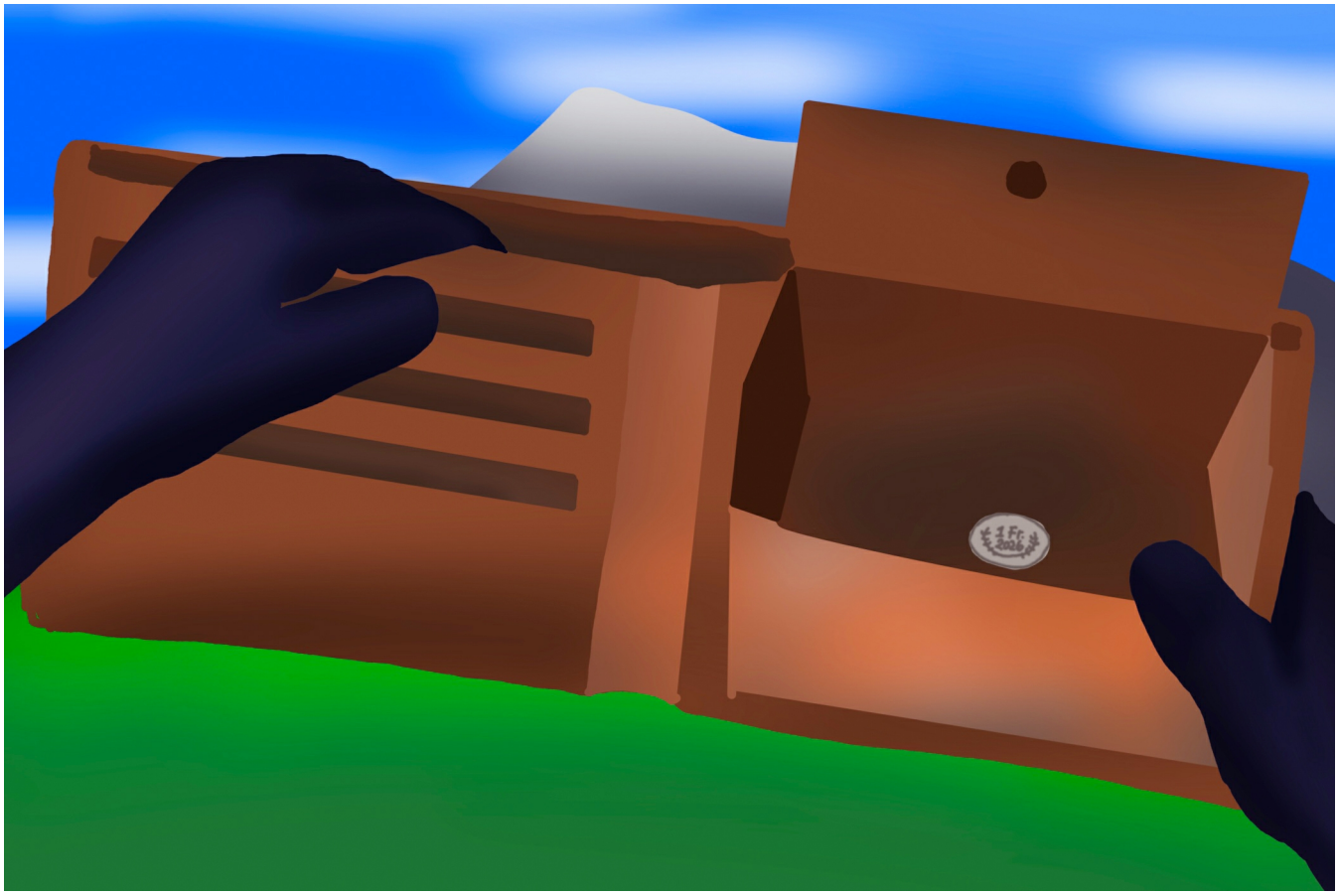
Das Bundesamtes für Statistik (BFS) liefert zwar andere Zahlen. Das liegt aber vor allem an der Definition von Kulturschaffenden. Es gibt eine weite-Definition, zu der auch Journalist*innen, Werber*innen, Architekt*innen und Mitarbeitende von Kulturinstitutionen wie Buchhalter*innen gehören, und eine enge, die meist von den Verbänden verwendet wird. Unter die weite Definition fallen in der Schweiz laut BFS rund 300'000 Menschen, unter die enge nur etwa 100'000. Klar ist, dass bei der engen Definition der Medianlohn massiv tiefer liegt als bei der weiten. Vor allem aber sind die Anstellungsverhältnisse andere. Sind bei der weiten laut BFS die meisten fest angestellt (28 Prozent Selbstständige), erhöht sich der Selbstständigkeitsgrad bei der engen auf 40 und bei Künstler*innen und Schriftsteller*innen auf 61 Prozent.

Für die Stadt Winterthur gibt es laut dem Amt für Kultur noch keine verlässlichen Zahlen. Man wolle dies aber ändern, heisst es auf Anfrage. Überträgt man den nationalen Durchschnitt, dass 5,5 Prozent der Erwerbstätigen Kulturschaffende sind, müssten 3000 bis 4000 Kulturschaffende im weiten Sinne und rund 1200 Personen im engen Sinne in der Stadt wohnen. In der neuen Studie der Kulturlobby wird davon ausgegangen, dass allein die Winterthurer Kulturinstitutionen rund 390 Vollzeitstellen bezahlen.

Daraus lässt sich aber nicht ableiten, dass «nur» 390 Menschen in ihnen arbeiten. In der Realität sind es viel mehr. Denn die meisten Kulturschaffenden sind nicht Vollzeit angestellt. Laut den Erhebungen von Suisseculture Sociale arbeiten rund drei Viertel der Kulturschaffenden atypisch. Das heisst, sie arbeiten entweder selbstständig oder kombinieren selbstständige und unselbstständige Erwerbsarbeit. Lediglich ein Viertel ist festangestellt. Neuere Untersuchungen bestätigen diese Ergebnisse. So kommt die vom Förderprojekt Sparx des Migros-Kulturprozentes bei der Uni Basel in Auftrag gegebene Studie «From Creativity to Profession» zum Schluss, dass Mehrfachbeschäftigungen eher «die Regel als die Ausnahme sind». Auch die Studie des Observatoire romand de la culture (ORC) kommt für die Romandie zu einem ähnlichen Ergebnis: 35 Prozent der Befragten erzielen den überwiegenden Teil ihres Einkommens mit ihrer künstlerischen Tätigkeit, 37 Prozent beziehen daraus lediglich einen Nebenverdienst. Die Studien zum Kulturschaffen in der Schweiz ziehen also alle das gleiche Fazit: Professionelle Kunst- und Kulturarbeit ist überdurchschnittlich häufig durch Teilzeit, mehrere Erwerbsquellen, Selbstständigkeit, schwankende Einkommen und nichtlineare Laufbahnen geprägt. Das hat Auswirkungen auf die Sozialversicherungen.

In der Schweiz ist das Sozialversicherungssystem stark auf kontinuierliche Erwerbsbiografien ausgerichtet: ein Job, ein*e Arbeitgeber*in, ein Lohn. Die Kultur funktioniert aber anders. Deshalb wurde in den letzten Jahren das Sozialversicherungssystem punktuell an atypische Biografien angepasst. Ein Beispiel einer solchen Verbesserung ist die AHV-Abgabe ab dem ersten Franken für Kulturinstitutionen, die seit diesem Jahr sogar für einen grösseren Kreis wie Chöre oder Printmedien gilt. Ein anderes ist die Unfallversicherung, bei welcher die Eintrittsschwelle für Selbständige ab nächstem Jahr von 66'690 auf 44'460 Franken gesenkt wird.

Verbesserungspotenzial sehen die erwähnten Studien allerdings nicht nur bei den Sozialversicherungen, sondern auch bei der Ausbildung. Angehende Kulturschaffende sollen schon während des Studiums mehr Wissen über die soziale Sicherheit und vor allem darüber, wie man Verträge, Förder-



gesuche und Budgets schreibt, erhalten. Diesbezüglich wird ein vernetztes Vorgehen gefordert, damit angehende Kulturschaffende für die manchmal harte Berufsrealität gerüstet sind. Denn der Brotjob müsse nicht schädlich für die künstlerische Arbeit sein, heisst es von verschiedenen Seiten.

Wie das Verhältnis zwischen administrativer Arbeit, Kunstschaffen und Nebenjob eingeschätzt wird, fällt je nach gesellschaftlichem Kontext sowieso anders aus, wie Nadine Wietlisbach, Leiterin Kulturförderung beim Migros-Kulturprozent, anmerkt: «Kulturwissenschaftlich wird diese Form des Künstler*innenlebens in unterschiedlichen Kontexten sehr unterschiedlich verstanden: In den USA etwa, wo es sehr viel weniger Förderung durch die öffentliche Hand und private Stiftungen gibt, wird bereits während der Ausbildung an Hochschulen immer wieder thematisiert, dass unterschiedliche Tätigkeiten Teil des künftigen Alltags sein werden – und dass eine Wertung dieses Zustandes keinen Sinn macht.»

Trotz solch punktueller Anpassungen bleibt allerdings eine fundamentale Schwäche: Es kann nur Einkommen versichert werden, das vorhanden ist. Das zeigt sich insbesondere in der zweiten Säule. Wer wenig verdient, viele verschiedene Jobs hat oder selbstständig ist, baut kaum Pensionskassengeld auf. Insofern wirken tiefe Einkommen und die Konstruktion des Sozialversicherungssystems zusammen: Nicht nur wie viel jemand verdient, sondern auch wie dieses Einkommen erzielt wird, entscheidet darüber, wie gut die Person abgesichert ist.

Genau hier kommt Fair-Pay ins Spiel. In der Kulturbotschaft 2025–2028 hat der Bund die «angemessene Entschädigung professioneller Kulturschaffender» erstmals zu einem zentralen Handlungsfeld erklärt. Auch die Städte und Kantone sind gefragt. Auf Anfrage lässt der Städteverband wissen, dass die Städtekonferenz Kultur zurzeit an einem Positionspapier arbeite, dessen Stossrichtung in Richtung Fair-Pay gehe und im Herbst veröffentlicht werde. Und auch Wietlisbach betont: «Für uns sind die Richtgagen der Berufsverbände ein wichtiger Kompass dafür, dass in der Förderung faire Löhne unterstützt werden können.» Eine unangenehme Frage bleibt aber: Was geschieht, wenn die Förderbudgets nicht im gleichen Masse steigen wie die Honorare? Dann heisst es entweder mehr Geld für die Kultur oder weniger geförderte Menschen und Projekte.

Noch deutlicher wird die teils prekäre Situation vieler Kulturschaffender, sobald Kinder ins Spiel kommen. Denn die Flexibilität, die das Kulturschaffen fordert, kollidiert schnell mit einem Betreuungssystem, das auf Regelmässigkeit basiert. So berichten in der Untersuchung des ORC rund 80 Prozent der befragten Eltern von Schwierigkeiten, künstlerische Arbeit und Kinderbetreuung miteinander zu vereinbaren. Unregelmässige Arbeitszeiten, hohe Betreuungskosten und fehlende Betreuungsangebote erschweren die Fortsetzung einer Karriere.

Von dieser Problematik sind Frauen nach wie vor stärker betroffen als Männer. Und auch wenn in den letzten Jahren durch Netzwerke wie art&care Verbesserungen erzielt worden sind, beispielsweise, dass bei der Vergabe von Residencies vermehrt die Kinderbetreuung mitgedacht wird, bleibt das Problem bestehen. Die Care-Thematik ist wohl einer der Hauptgründe, wieso Suisseculture Sociale in den Erhebungen zum Ergebnis kommt, dass nur ein Drittel der Kulturschaffenden Frauen sind.

Diesen Missstand untersuchte die Uni Basel in ihrer Studie «Geschlechterverhältnisse im Schweizer Kulturbetrieb» von 2021. Darin kommen die Forschenden unter der Leitung von Andrea Zimmermann zum Schluss, dass der Gender-Gap nicht nur am Lohn entsteht, sondern entlang der gesamten Karriere. Je höher die Position, desto männlicher wird der Kulturbetrieb. So waren nur rund 8 Prozent der Leitungen der grossen Häuser und Festivals weiblich. Noch grösser ist der Gap in der Sichtbarkeit der Künstler*innen. Die Care-Arbeit und ein althergebrachtes, männliches Künstlerideal würden diese Ungleichheit verstärken. Prekarität in der Kultur ist also kein geschlechtsneutrales Phänomen. Denn die gleichen Strukturen, die viele Kulturschaffende schlecht absichern, befördern auch den Gender-Gap. Das zeigt sich bei der Elternschaft besonders deutlich.

Diese skizzierten Probleme zu lösen, ist nicht leicht. Und man fragt sich, wie ein Befreiungsschlag aussehen könnte. Hier lohnt sich der Blick ins Ausland. Frankreich beispielsweise kennt das System der «intermittance du spectacle». Dieses unterscheidet sich vom Schweizer System vor allem dadurch, dass es nicht versucht, Künstler*innen und Bühnentechniker*innen in eine kontinuierliche Erwerbsbiographie zu pressen. Stattdessen nimmt es die Unterbrechung selbst zum Ausgangspunkt. Intermittants sind Angestellte mit kurzen, aufeinanderfolgenden Arbeitsverträgen. Wer innerhalb eines Jahres mindestens 507 anrechenbare Stunden vorweist, kann für den Rest Leistungen der Arbeitslosenkasse beziehen. Auch Mutterschaft, Krankheit und Ausbildung können unter Voraussetzungen angerechnet werden. Es ist also eine Art Arbeitslosenversicherung für Kulturschaffende, die anerkennt, dass Anstellungsverhältnisse im Kulturbereich strukturell atypisch sind.

Noch tiefgreifender ist der Pilotversuch «Basic Income for the Arts» in Irland, der 2022 nach der Pandemie startete. 2000 Künstler*innen erhielten pro Monat 1000 Euro als garantiertes Grundeinkommen, damit sie die Möglichkeit haben, sich auf ihre Kunst zu fokussieren. Das Resultat des Versuchs war, dass die Empfänger*innen mehr Zeit für künstlerische Praxis hatten, die Einkommen daraus sogar steigern konnten und von höherer Lebenszufriedenheit und weniger Angst berichteten. Eine Kosten-Nutzen-Analyse der Regierung kam zum Schluss, dass einem Euro öffentlicher Ausgaben ein gesellschaftlicher Nutzen von 1,39 Euro gegenüberstand. Der Pilotversuch war so erfolgreich, dass dieses Jahr ein Nachfolgeprogramm über drei Jahre startete.

In der Schweiz wird nur ansatzweise über solche umfassenden Änderungen diskutiert. Der Berner Regierungsrat lehnte zum Beispiel 2024 eine Motion ab, die ein bedingungsloses Grundeinkommen für Kulturschaffende im Kanton forderte. Momentan gehen die Diskussionen eher in Richtung Fair-Pay, punktuelle Verbesserungen bei den Sozialversicherungen und das Mitdenken spezifischer Barrieren wie Elternschaft bei Ausschreibungen. Das föderalistische System macht die Umsetzung jedoch nicht einfacher.

Die Situation scheint also zerfahren. Erfreulich ist zumindest, dass die Probleme der Kulturschaffenden ernster genommen werden als auch schon. Nun gilt es noch anzuerkennen, dass Mehrfachbeschäftigungen in der Kultur der Normalfall sind. Ob dies besser mit punktuellen Verbesserungen geschieht, die Kritiker*innen als «Pflästerlipolitik» bezeichnen, oder mit Umstellungen wie in Irland oder Frankreich, die eine Strukturreform erfordern würden, wird die Zukunft klären.

Festhalten lässt sich, dass die Schweiz Löcher im sozialen Netz flickt, während Frankreich und Irland grundsätzlichere Fragen stellen. Eine davon ist sicher, wer und auf welchen Kriterien beruhend denn entscheiden soll, wer als kulturschaffend gilt und wer nicht. In Irland beispielsweise bewarben sich heuer 9000 Künstler*innen für die 2000 Plätze. Darüber können sich die irischen Kunstschaffenden zumindest aufregen, in der Schweiz findet diese Diskussion (noch) zu wenig statt. Doch sie muss stattfinden, will man vermeiden, dass andere die «Gut-genug»-Frage für einen beantworten. ⟿

DIESER ARTIKEL
entstand mit der Unterstützung von m2act, dem Förder- und Netzwerkprogramm des Migros-Kulturprozent für faire Praxis und nachhaltige Strukturen im Kulturschaffen.

STEFAN BREITENMOSER
ist Redakteur beim Coucou.
ANICA LORA NIŽIĆ
ist Illustratorin und Künstlerin in Zürich und mag Action und Kitsch.

Kunst Museum Winterthur

Pop Up-Werkstatt im Kafi Rauke

3.10.–1.11.2026

Samstags, 9 – 12 Uhr, Sonntags, 13 – 17 Uhr
Mittwochs, 14 – 16.30 Uhr

Eintritt frei, Kollekte.
Für Kinder in Begleitung ab 6 Jahren.

Kafi Rauke, Zeughausstrasse 52, 8400 Winterthur



Entdecke jedes Jahr **9 spannende Filme** und vieles mehr in der **Zauberlaterne Winterthur**!

Nächste Daten: 21. Oktober 2026 / 11. November 2026
13. Januar 2027 / 3. Februar 2027 / 24. Februar 2027
24. März 2027 / 21. April 2027 / 26. Mai 2027
(Änderungen vorbehalten)

Schreib dich ein auf **www.zauberlaterne.org**

COAL MINE

Die besten Dokfilme der Saison.

Jeden Mittwochabend 19 Uhr
von **Oktober bis März.**

COALMINE.CH/NEWSLETTER

FILM GRUPPE 710

NEUHEGI

- HALLE 710
- CAMPO
- GIESSEREI



gesellige Filmabende fürs Quartier.

www.filmgruppe710.ch

Interview

«Entweder investieren wir mehr Geld – oder wir fördern selektiver»

Etrit Hasler, Suisseculture Sociale hat letztes Jahr vom Bund den Auftrag erhalten, das Kompetenzzentrum «Arbeiten in der Kultur» aufzubauen. Dafür stehen rund 300'000 Franken pro Jahr zur Verfügung. Was macht ihr mit diesem Geld?

EH: Inhaltlich machen wir Ähnliches wie bisher. Suisseculture Sociale gibt es seit 1999. Wir waren von Anfang an eine wichtige Akteurin im kulturpolitischen Lobbying und haben Anpassungen angestossen, die Kulturschaffende betreffen. Mit dem Kompetenzzentrum haben wir erstmals die nötigen Ressourcen, um langfristiger arbeiten zu können. Wir bauen unsere Informationsplattform neu auf und haben die Beratung gegenüber den Berufsverbänden ausgebaut. Sie bleiben die erste Anlaufstelle für Kulturschaffende, wir unterstützen sie bei den komplexen Fragen.

Ihr bezeichnet euch als Interessenvertretung der Kulturschaffenden. Gleichzeitig besteht ein grosser Teil eurer Arbeit darin, zu informieren, beraten und vernetzen. Ist das nicht etwas defensiv?

EH: Unsere Perspektive ist jene von Kulturschaffenden. Wir sind keine neutrale Plattform, die Veranstalter*innen und Kulturschaffende gleichermassen vertritt. Gleichzeitig sind wir nicht diejenigen, die Konflikte mit Arbeitgeber*innen austragen. Eine unserer Aufgaben besteht darin, konkrete Verbesserungen auf politischer Ebene anzustossen. Eine andere ist es, den Kulturschaffenden via Berufsverbände die komplexe Materie einfacher zu machen.

Ein Auftrag des Kompetenzzentrums ist die Vernetzung mit dem Bundesamt für Kultur, dem Bundesamt für Sozialversicherungen und dem SECO. Müsstet ihr dort nicht viel stärker Lobbyarbeit machen?

EH: Das ist eine berechtigte Frage und man kann immer noch mehr machen. Aber der Austausch mit den Behörden ist grundsätzlich gut. Allerdings bewegen sich Reformen im Sozialversicherungsrecht sehr langsam. Denken wir nur an AHV oder BVG, das kann Jahrzehnte dauern. Und wir sind nur ein sehr kleiner Akteur. Wir stossen meistens kleinere Veränderungen an. Ein Beispiel ist die AHV-Beitragspflicht ab dem ersten Franken für kulturelle Arbeitgeber*innen. Ein anderes ist die Arbeitslosenversicherung: Weil befristete Arbeitsverhältnisse in der Kultur besonders häufig sind, werden sie während der ersten 60 Tage doppelt angerechnet.

Braucht es einen eigenen sozialversicherungsrechtlichen Status für Kulturschaffende?

EH: Das wird in der Schweiz kontrovers diskutiert. Persönlich bin ich skeptisch – warum sollten für Kulturschaffende grundsätzlich andere Regeln gelten? Und wer beurteilt dann, wer diesen anderen Regeln untersteht? Sonderregelungen können sinnvoll sein, wo die üblichen Voraussetzungen des Arbeitsmarkts auf unsere Branche nicht passen. Einen eigenen Status, wie Frankreich zum Beispiel für das Theater kennt, mit einem faktisch eigenen Sozialversicherungssystem halte ich für unrealistisch.

Was müsste man an den Sozialversicherungen konkret ändern?

EH: Unser System muss stärker auf Erwerbsbiografien ausgerichtet werden, die nicht geradlinig verlaufen. Projektarbeit, mehrere Arbeitgeber*innen gleichzeitig, Teilzeit und Selbständigkeit sind aus der Perspektive der Sozialversicherungen eigentlich die Ausnahme – in der Kultur sind sie fast der



Normalfall. Das bringt Lücken mit sich, die besonders deutlich werden bei Schwangerschaft, Krankheit oder längeren Erwerbsunterbrechungen. Wenn Einkommen wegfallen oder Engagements nicht stattfinden können, greifen die klassischen Sicherungssysteme oft nur ungenügend: Selbständige haben kein Anrecht auf Arbeitslosenentschädigung, Taggeldversicherungen sind sehr selten und meistens zu teuer für Kulturschaffende. Das Resultat ist, dass Kulturschaffenden häufig nur die Sozialhilfe bleibt. Wenn jemand dauerhaft den Anschluss verliert, ist das nicht einfach ein individuelles Problem, sondern zeigt einen Fehler im System.

Die Kultur wäre also weniger ein Sonderfall als eine Art Testfall?

EH: Ja, durchaus. Projektarbeit, mehrere Arbeitgeber*innen, Teilzeit und Selbständigkeit nehmen auch ausserhalb der Kultur zu. Die Kultur kann deshalb eine Art Frühwarnsystem sein – der Kanarienvogel im Minenschacht, sozusagen. Unsere Probleme sind symptomatisch für Probleme, die künftig viele andere Erwerbstätige ebenfalls betreffen werden.

Gleichzeitig setzt ihr stark darauf, zu informieren und Präventionsarbeit zu leisten. Läuft das nicht Gefahr, ein strukturelles Problem zu individualisieren? Am Ende heisst es: Die Kulturschaffenden hätten sich halt besser um ihre Vorsorge kümmern müssen.

EH: Natürlich gibt es strukturelle Probleme. Aber viele Schwierigkeiten entstehen auch, weil Menschen ihre Möglichkeiten nicht kennen. Wenn jemand früh weiss, welche Auswirkungen Selbständigkeit hat oder welche Versicherungen sinnvoll sind, lassen sich Risiken abfedern. Ideal wäre, wenn es gar nicht erst zu einer Notlage kommt.

Das setzt voraus, dass überhaupt genug Geld da ist, um vorzusorgen. Eure Studien zeigen seit Jahren, wie prekär viele Kulturschaffende leben.

EH: Ja. Unsere Studien von 2006, 2016 und 2021 kommen immer wieder auf ähnliche Zahlen. In der letzten Untersuchung lagen rund 60 Prozent der Kulturschaffenden unter einem Jahreseinkommen von 40'000 Franken – das sind nicht die Einnahmen aus der Kultur allein, sondern die gesamten Einnahmen. Wir müssen also davon ausgehen, dass rund die Hälfte der Kulturschaffenden am oder unter dem Existenzminimum lebt. Und daran hat sich nicht grundlegend etwas verändert in den letzten Jahren.

Dann lässt sich das Problem der Sozialversicherungen nicht lösen, ohne über die Einkommen zu sprechen.

EH: Deshalb ist Fair-Pay zentral. Solange künstlerische Arbeit als etwas betrachtet wird, das man aus Leidenschaft macht und deshalb gratis oder für sehr wenig Geld machen soll, wird sich wenig verändern. Am besten sieht man das in der Musik: Einnahmen aus Tonträgerverkäufen sind weitgehend weggebrochen, Streaming ersetzt sie nicht annähernd. Gleichzeitig sind die Gagen vielerorts auf einem ähnlichen Niveau geblieben. Aber ich mache den meisten Clubs keinen Vorwurf. Berechnungen der Städte zeigen, dass in der Musik 30 bis 50 Prozent mehr Fördermittel nötig wären, wenn die empfohlenen Honorare flächendeckend bezahlt würden.

Gibt es nur zwei Möglichkeiten: mehr Geld für Kultur oder weniger geförderte Kulturschaffende?

EH: Im Grunde ja. Entweder stellen wir deutlich mehr Geld für Kultur zur Verfügung. Oder wir fördern selektiver, was aber eine Verminderung der kulturellen Vielfalt mit sich bringt. Einen dritten Weg sehe ich nicht.

Du sagst, Kulturschaffende müssten wirtschaftlicher denken. Ist das nicht ein Widerspruch? Kunst soll sich doch vom ökonomischen Denken unterscheiden.

EH: Klingt komisch für ein Mitglied der SP, die bis heute die Überwindung des Kapitalismus fordert, oder? Aber wirtschaftlich zu arbeiten bedeutet für mich nicht, jede kapitalistische Logik zu übernehmen, sondern verantwortungsvoll und fair zu wirtschaften. Gerade die Kulturszene zeigt, dass andere Formen des Zusammenarbeitens möglich sind. Professionell zu arbeiten bedeutet, Verantwortung füreinander zu übernehmen und fair miteinander umzugehen. Aber es bedeutet halt auch, Rechnungen zu schreiben und Verträge zu verstehen.

Aber wo liegt die Grenze der Eigenverantwortung? Du sagst, Kulturschaffende in finanziellen Notlagen müssten sich notfalls einen anderen Job suchen.

EH: Diese Aussage mag hart klingen. Aber wenn du deine Miete nicht mehr bezahlen kannst, deine Krankenkassenprämien sechs Monate überfällig sind oder du dich ins Burnout arbeitest, dann brauchst du wahrscheinlich einen Job, der dir Stabilität gibt. Das ist keine moralische Niederlage – vielmehr gibt dir der «Brotjob» oft erst die Freiheit, weiterhin Kunst machen zu können.

Das klingt trotzdem nahe an: Wer von der Kunst nicht leben kann, soll eben etwas anderes machen.

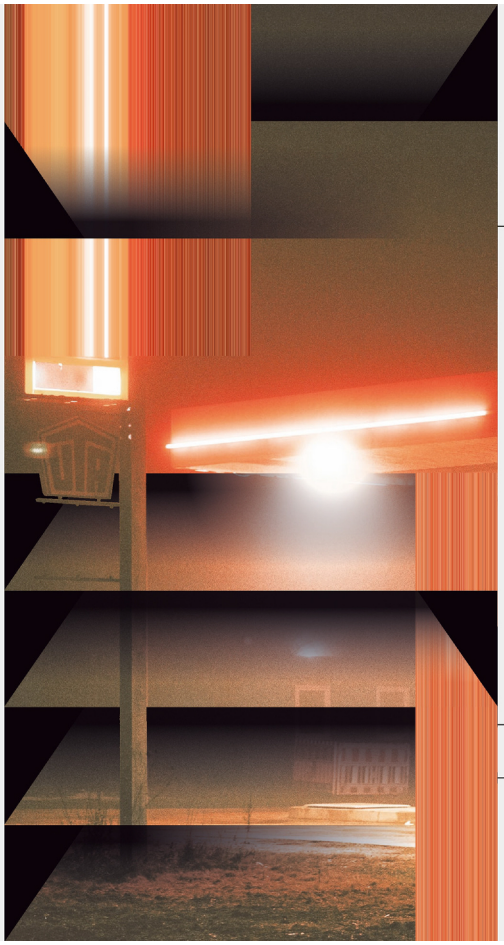
EH: Das Gegenteil ist auch nicht besser: Auf Selbstausbeutung setzen, um weiterhin Kunst um jeden Preis zu machen? Bei Pflegepersonal oder Lehrpersonen würde man auch nicht sagen: Ihr habt euch diesen Beruf ausgesucht, also müsst ihr mit den Bedingungen leben. Es geht nicht darum, allen zu ermöglichen, von der Kunst leben zu können, bloss weil sie das wollen. Es geht darum, faire Rahmenbedingungen zu schaffen.

Wo müsste man also ansetzen?

EH: Kulturschaffende müssen ihre Rechte und Möglichkeiten kennen. Fair-Pay ist keine Luxusforderung. Es geht schlicht darum, dass professionelle Arbeit professionell bezahlt wird.

ETRIT HASLER
ist Geschäftsführer von Suisseculture Sociale und so etwas wie der Papa der Schweizer Poetry-Slam-Szene.
SUISSECULTURE SOCIALE
betreibt unter anderem die informative Website artists-take-action.ch
STEFAN BREITENMOSER
ist Redakteur beim Coucou.
OLIVIA KURZ
ist selbstständige Grafikerin und Fotografin und arbeitet am produktivsten ab 23 Uhr.
DIESER ARTIKEL
entstand mit der Unterstützung von Migros-Kulturprozent m2act, das auch das beigelegte Poster mit ausgewählten Tools für faire Praxis erstellt hat.

DAS VERSPRECHEN



21–25 OKT

Schauspiel nach Friedrich Dürrenmatt

TICKETS: 052 267 66 80

THEATER WINTERTHUR

SALZHAUS

30 JAHRE SALZHAUS WINTERTHUR DAS ORIGINAL SEIT 1996



Jubi! 23. OKT <3456789 30

30 Jahre Salzhits

von 1996 bis 2026 HBD

Hits Hits Jubi-Jubiläum







LADEN BISTRO TÖSSFELD

Mo – Fr 8–19 Uhr
Sa 8–16 Uhr

Tössfeldstrasse 21
8400 Winterthur
ladenbistro-toessfeld.ch

Kunst Museum Winterthur

Beim Stadthaus

3.10.2026 – 31.1.2027



Mona Hatoum

Routes of Dissonance

Wenn Helvetia die Care-Arbeit übernimmt

Text:
KARIN LUSTENBERGER

Bild:
ANICA LORA NIŽIĆ

«Gilt der Gleichstellungsartikel generell oder nur in Ausnahmefällen?», fragt die Kunstfigur Hulda Zwingli. Es gab sie schon immer, die wilden, aber auch sanften, rebellischen Kunstschaffenden. Ihr Selbstverständnis war gekoppelt an eine Freiheit, die man sich einfach nimmt. #MeToo zeigte, für wen sie nicht gilt. Die Pandemie, wovon sie lebt: Care-Arbeit. Auch in der Schweiz bildete sich ein Diskurs zu Kunst und Care. Woran knüpft er an und wie entwickelt er sich weiter? Unbezahlte Arbeit ist auch in der Kultur eine Schranke, wenn sie nicht frei gewählt ist. Ein Plädoyer, wie wir kollektiv Systemfehler ausbügeln und Staub aufwirbeln.



Wir schreiben das Jahr 2026. Das bundesweite Frauenstimmrecht ist mit seinem 55-jährigen Bestehen noch nicht einmal ins AHV-Alter gekommen, die Mutterschaftsversicherung 21 Jahre jung und der fünfjährige Vaterschaftsurlaub gerade erst im Kindergartenalter. Gleich alt wie die moderne Schweiz ist die Frauenbewegung – das sind stolze 178 Jahre. Feministische Anliegen sind darin – zynisch gesagt – frisch und gut gealtert. Das ist keine Longevity, sondern mangelnde Gleichstellung. Die «Frauenfrage» von damals ist heute ein Care-Diskurs. Darin geht es um Sichtbarkeit, Vereinbarkeit und Teilhabe, vor allem aber um Erschöpfung.

Die Künstlerin Sophie Taeuber-Arp ist bis jetzt die einzige Frau geblieben, die namentlich auf einer Schweizer Banknote geehrt wurde – ausser der Symbolfigur Helvetia. Sie verkörpert keine reale Person, sondern die Einheit der Eidgenossenschaft. Auch im digitalen Raum bleibt es unausgeglichen. Weniger als 20 Prozent der Wikipedia-Biografien handeln von Frauen. Das schmälert die kulturelle Datenqualität. 2021 legte das Zentrum Gender Studies der Universität Basel eine Vorstudie zum Schweizer Kulturbetrieb vor. Auffällig ist, dass entscheidungsrelevante Positionen in allen Sparten mehrheitlich von Männern besetzt sind. Lücken sind nachgewiesen. Erfasst wurde nur das Geschlecht. Herkunft, Klasse und Behinderung wurden hier nicht berücksichtigt. Auch so gilt: Was erhoben ist, gehört behoben. Modus 50/50 ist aktiviert, aber der Motor stockt.

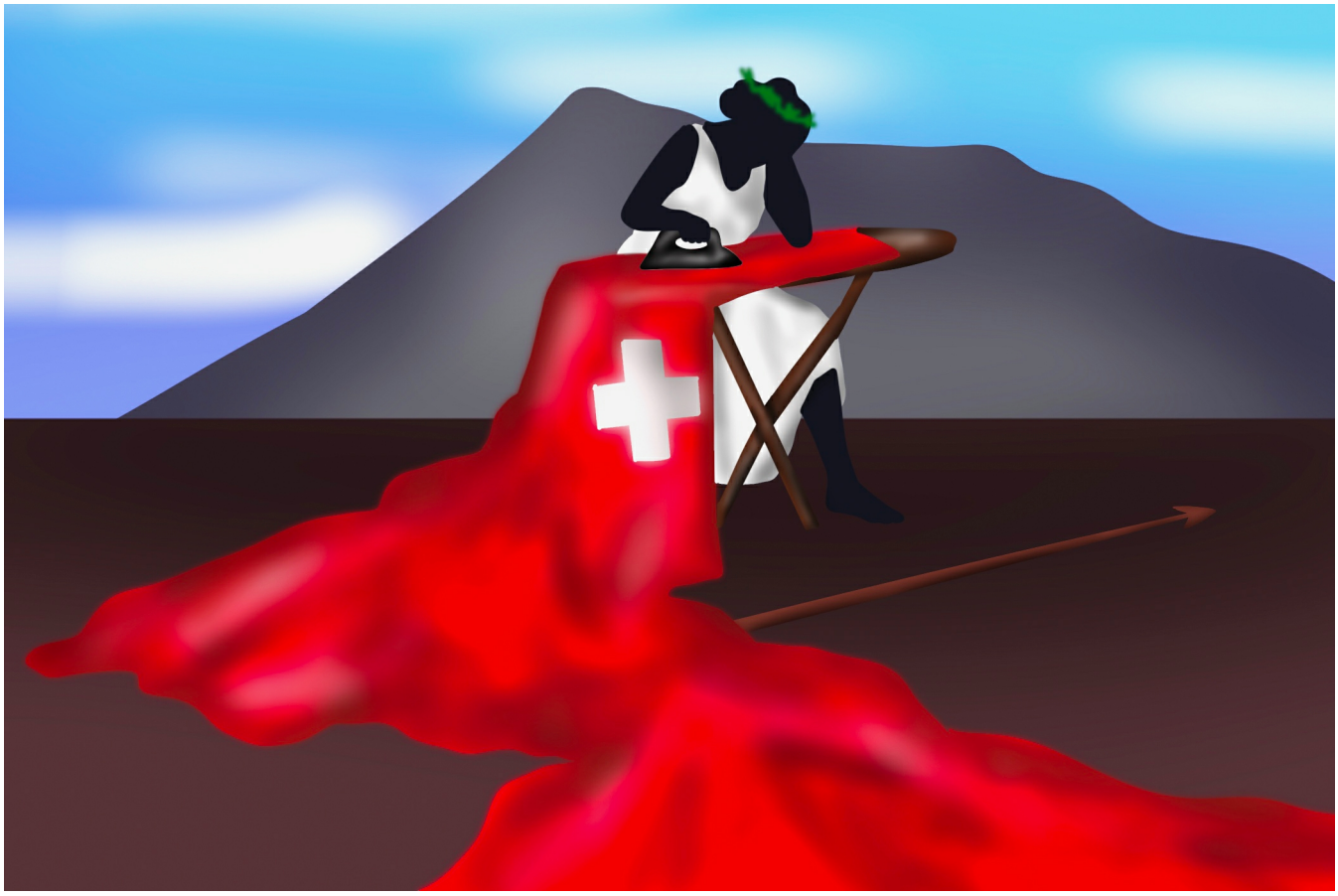
«Klar ist, dass Mutterschaft bisher meist zum Ausschluss führte», schrieb Hulda Zwingli vor fünf Jahren am 14. Juni. An diesem Datum wurde 1981 die Gleichstellung in der Bundesverfassung verankert. Damals war ich selbst noch ein Baby. Aus eigener Erfahrung kann ich sagen: Mutterschaft kann sich anfühlen wie eine permanent leuchtende Fehleranzeige. Plötzlich läuft nichts mehr wie gehabt. Vereinbarkeit wirkt, als müsse ein Konstruktionsfehler repariert werden. Kaum scheint es kurz wieder zu laufen, piept es an einer anderen Stelle. Auch moderne Väter müssen mit wenig Schlaf auskommen. Fest steht, jede Form von Fürsorgearbeit drückt auf das Warnsignal. Alternde Eltern, kranke Angehörige, der eigene Körper. Ich schreibe hier von Mutterschaft, weil ich sie kenne. Nicht, weil sie das einzige Warnsignal ist. Der Mechanismus bleibt derselbe.

Der Tages-Anzeiger porträtierte kürzlich ein Ballettpaar am Theater Basel: zwei Kinder, beide Eltern auf der Bühne. Dreieinhalb Monate nach der Geburt tanzte sie wieder. Wichtig ist, was dahintersteht: Abend- und Wochenendzeiten, saisonale Verträge, körperliche Höchstleistung. Die Angst, die Schwangerschaft könnte der Zusammenarbeit im Weg stehen. Am Schluss geben die beiden Tipps: Pausen effizient nutzen, Arbeit und Familie mental trennen, einander entlasten. Fast alle Tipps richten sich an die Betroffenen, keiner an den Betrieb. Vereinbarkeit erscheint als Selbstoptimierung, nicht als Selbstverständlichkeit. Sie hatten aber gute Voraussetzungen. Einen Direktor, der für sie choreografierte. Eine Grossmutter, die aus Spanien zuzog. Ihre Aussage, man müsse für seinen Beruf brennen, damit alles aufgeht, sehe ich kritisch. Nachhaltig gelungene Vereinbarkeit setzt gute Rahmenbedingungen voraus. Ohne sie folgen trotz Engagement und Leidenschaft Existenznöte, Identitätskrisen und pragmatische Umorientierung. Solche Geschichten finden sich in vielen Biografien. Zum Beispiel bei der Winterthurer Künstlerin Heidi Bucher. Zwei Söhne. Die gemeinsamen Arbeiten wurden dem Ehemann zugeschrieben. Sie häutete Innenräume, zog ihnen die Haut ab, Zimmer für Zimmer. Ihre grossen Museumsausstellungen kamen erst nach ihrem Tod. Kein Einzelfall.

«Mehr Mütter für die Kunst», so heisst eine von vielen Initiativen, die das Kind beim Namen nennen. Seit 2022 gibt es hierzulande das Netzwerk art+care, gegründet von Müttern aus den darstellenden Künsten, inzwischen interdisziplinär. Auch ich suchte damals akrobatische Gleichgesinnte. Menschen, die Care-Verantwortung, Existenzsicherung und künstlerische Projekte jonglieren. Im Spagat. Dort fand ich Kompliz*innen. Seither wirke ich im Kernteam mit. Berührt hat mich, dass meine Themen nicht meine allein waren. Sie ziehen sich durch alle Sparten. Es gibt aber auch Unterschiede. Selbständigkeit in der freien Szene bringt andere Struggles als ein festes Engagement. Was vereint, ist die kollektive Erfahrung. Sie stärkt das Rückgrat. Aus dem Austausch entstanden gemeinsame Anträge, geteilte Ateliers, neue Kollektive. Vereinbarkeit war nicht mehr persönliches Versagen, sondern Teil eines Diskurses. Welches Problem hat die Kunst mit Care-Arbeit? Inhaltlich keines. Strukturell schon. Eine Milchpumpe ist eben nicht nur ein dramaturgisches Stilmittel. Sie ist Teil einer Lebenssituation. Solidarität ändert das Klima, nicht das Budget.

Kultur kann nicht leisten, worin Politik und Wirtschaft versagen. Einkommen sind massgebend. Die Kultur ist ein Arbeitsfeld und ein starker Wirtschaftsfaktor. Vieles darin läuft gratis: der Aufbau am Vorabend, die Sitzung ohne Honorar, das Konzept in der Freizeit. Unbezahltes Engagement, das zur Voraussetzung wird, ist kein Ehrenamt. Es ist eine Zugangsbeschränkung. Faire Bezahlung ist wichtig. Doch solange das Kulturbudget knapp ist, bleibt es ein Verteilungskampf. Wer profitiert am Ende? Wer keine Verpflichtungen hat oder finanziell unabhängig ist? Ein altes Lied. Wie würde ein neues klingen?

Care-Freundlichkeit feiert keinen Geniekult,



sondern kollektive Ergebnisse. Sie ist eine Praxis des Ermöglichens und Erhaltens. Care-Arbeit ist keine Privatsache, sondern Grundlage – das gilt auch in der Kultur. Sie kostet Geld, das nicht aus dem Kulturbetrieb allein kommen kann. Wenn Kinderbetreuung im Projektantrag nicht mehr unter technischen Kosten versteckt wird, sondern als Auslage dasteht, schafft das Sichtbarkeit. Pro Helvetia hat dafür eigens einen Fördertopf geschaffen. Ein Vorzeigebeispiel, kein Standard. Mit dem Fördermodell m2act ermöglicht das Migros-Kulturprozent Netzwerke wie art+care. Demokratische Asymmetrien müssen aber auch auf Bundesebene begradigt werden. Gleichstellung sollte dort nicht nur ein Kostenpunkt bleiben. Sie ist der Boden, auf dem gebaut wird. Ein grosser Teil der Fördergelder fliesst in Projekte. Systemförderung bleibt die Ausnahme. Die Projektlogik ist jedoch kurzatmig. Jedes Projekt ein Sprint, Sorgearbeit ein Dauerlauf. Jedes Mal beantragen, jedes Mal die Ungewissheit. Für viele Selbstständigerwerbende ist die Mutterschaftsentschädigung nicht existenzsichernd.

Aber wie sieht sie aus, eine Caring Culture? Bereits 1969 erklärte Mierle Laderman Ukeles in ihrem «Manifesto for Maintenance Art» Hausarbeit, Pflege und Instandhaltung zur Kunst. Seither hat Care zwar inhaltlich und formal Einzug in die künstlerische Praxis gefunden, aber weniger in die Strukturen. Auf aktivistischer Ebene entstehen deshalb Formate und Better Practice, so auch das Caring Culture Lab.

Ganz ehrlich, wenn ich an Care-Arbeit denke, dann werde ich pathetisch, demütig, aber auch wütend. Wenn Gleichstellung an finanziellen Mitteln scheitert, ist das System kaputt. Dann diskriminiert es aus purem Selbsterhalt. Care-Freundlichkeit ist kein Nice-to-have. Sie ist die Bedingung für Teilhabe. Für eine Kultur, die nicht nur inhaltlich weiterdenkt, sondern sich selbst als Praxis sieht. Die gesellschaftliche Verantwortung nicht nur zeigt, sondern übernimmt. Unsere Helvetia ist keine Stand-alone. Sie ist eine kollektive Verbindung. Sie will nicht nur Verkörperung sein, sondern Massstab. Kollektiver Modus aktiviert. Fahren wir weiter. Aber nicht wie gehabt. ⇜

KARIN LUSTENBERGER
ist Medienkünstlerin, Kuratorin und im Kernteam des Netzwerks art+care. Sie lebt mit ihrer Familie in Basel, forscht und schraubt an performativen Systemen.
ANICA LORA NIŽIĆ
ist Illustratorin und Künstlerin in Zürich und mag Action und Kitsch.
DAS NETZWERKTREFFEN «SPARK THE FLAME»
findet am Samstag, 7. November, um 14 Uhr im oxyd statt.
DIESER ARTIKEL
wurde von Migros-Kulturprozent m2act unterstützt.

«Und plötzlich ist man 65»

Text:
LYNN VELLACOTT

Bild:
LIA GRÜNIG

Altersvorsorge als Künstler*in – meist eher ein zweitrangiges Problem neben dem finanziellen Balanceakt des Alltags. Bis man plötzlich 65 ist. Drei Kunstschaffende erzählen von ihren Erfahrungen.

Es sei eine eigenartige Situation, meint Andreas Fritschi, Objekt- und Konzeptkünstler sowie Gründer des oxyd: «Ich habe mein Leben lang gearbeitet und versucht, mit wenig auszukommen. Und trotzdem reicht das, was mir im Alter zur Verfügung steht, kaum aus, um in meinem Land leben zu können.» Von der schlecht oder unbezahlten Arbeit als Künstler blieb kaum etwas für die Altersvorsorge – es reichte für die minimale AHV sowie eine kleine Liegenschaft in Italien. Dieses Haus sollte ursprünglich eine Absicherung sein. «Meine Vorstellung war einfach: Im Alter möchte ich wenigstens ein Dach über dem Kopf haben.» Nun sieht er dieses Dach eher als Hindernis, das ihn von den meisten Unterstützungsangeboten ausschliesst. Andi lebt heute aus finanziellen Gründen nur halb in der Schweiz und halb im Ausland.

Lilian Caprez hat neben der Tätigkeit als freischaffende Künstlerin immer noch zusätzlich in anderen Jobs gearbeitet. Als Kunstlehrerin, Logopädin, Model. Ohne das hätte sie praktisch keine Altersvorsorge. «Verdienen tut man eh nichts mit Kunst. Ausser man ist richtig im Business. Und das bin ich nicht», meint sie. Trotz der Rente, die sie dank ihrer Festanstellungen erhält, arbeitet Lilian weiter als Künstlerin, dies vor allem aus Freude. Mit Illustrationsaufträgen verdient sie das, was sie die Kunst kostet – Atelier, Material, Druckkosten. Gerade weil sie noch nie darauf angewiesen war, mit der Kunst ihren Lebensunterhalt zu verdienen, kann sie das machen, was sie möchte, und nicht das, was sich verkaufen lässt: «Ich arbeite von innen heraus. Es passiert etwas im Alltag und dann habe ich einen Comic dazu im Kopf.» Man hört nicht



auf, Künstler*in zu sein mit 65. Es sei eine Art zu leben, sagt Lilian. Das sieht man in ihrem Haus, wo es an jeder Ecke eine kunstvolle Überraschung zu entdecken gibt. «Ich muss den Raum um mich gestalten. Ich mache das nicht aus finanziellen Gründen.» In dieser Hinsicht sei sie privilegiert.

Die Probleme, betont der Maler, Plastiker und Grafiker Kaspar Toggenburger, fangen weit vor der Pension an: «Es war immer schon eine Rechnerei und es bleibt eine Rechnerei. Das hat nicht einmal nur mit der Altersvorsorge zu tun, sondern das ist generell das Leben als Künstler.» Neben der Kunst, in der es nach den guten immer auch die schlechten Jahre gibt, unterrichtete Kaspar niedrigprozentig als Kunst- und Gestaltungslehrer. So schuf er sich eine gewisse finanzielle Sicherheit. Gedanken an die Vorsorge kamen erst später – es überwogen die Alltagsprobleme. «Und plötzlich ist man 65.» Er nennt sich selbst blauäugig. Weil es ihm bis anhin doch ziemlich gut gelaufen sei mit der Kunst, wolle er sich auf keinen Fall nur beklagen.

Nun, da ihm auf Ende 2028 das Atelier, mit dem ihn eine dreissigjährige Geschichte verbindet, gekündet wurde, muss er sich überlegen, in welchem Rahmen er weiterarbeiten wird. Kunst zu verkaufen, braucht viel proaktive Arbeit und eine gewisse finanzielle Investition, Kaspar nennt das den Betrieb rundherum. Würde er den nicht mehr pflegen, würde er zwar Zeit und Geld sparen, aber auch weniger verdienen. Nach Einbruch dieses Betriebs könnte er sich die Kunst, die er machen möchte, die grossflächigen Bilder und Lichtinstallationen, nicht mehr leisten. «Dumm gesagt, muss ich weitermachen, bis es nicht mehr geht gesundheitlich. Ich kann nicht aufhören.» Er bleibt versöhnlich: Die Freiheiten, die mit dem Künstler*innenleben einhergehen, sieht Kaspar als Privileg, darum sei es die Abstriche wert. Er kann arbeiten, wie und wann er will. «Alles in allem ist die Freiheit, über meine Zeit zu bestimmen, etwas, das ich nicht tauschen wollte für das, was ich nicht habe.»

LYNN VELLACOTT
ist Redakteurin beim Coucou und weiss jetzt mehr über Vorsorge, macht sich aber auch mehr Sorgen.
LIA GRÜNIG
ist Bildredakteurin beim Coucou und noch weit von der Pension entfernt.
DAS BILD
zeigt Kaspar Toggenburger beim Gespräch in seinem Atelier. Vom 21. November 2026 bis am 16. Januar 2027 kann man seine Bilder in einer Ausstellung in der Galerie im Rathausdurchgang sehen.
DIESER ARTIKEL
wurde von Migros-Kulturprozent m2act unterstützt.

Eine Welle zum Nachdenken



KÜNSTLERIN	Adelheid Hanselmann-Erne (*1946)
TITEL	Reflexion
JAHR	1981
MATERIAL	Metall und Kunststoff
MASSE	2,1 × 4 × 0,55 m
STANDORT	Alterszentrum Oberi, Stadlerstrasse 164, Aussenanlage
BESITZ	Stadt Winterthur

Ein Rahmen aus Metall umarmt eine blaue Linie aus Kunststoff, die sich nach oben und unten wölbt. Durch das Rechteck zu blicken, fühlt sich ein bisschen an wie Fernsehschauen. Die dunkelgrünen Tannen im Hintergrund werden Teil des Kunstwerks. Sie bewegen sich im Wind. Ich wechsle das Programm, indem ich um die Plastik herum gehe und von der anderen Seite durch den Rahmen schaue. Zu sehen sind eine Grillstelle und Bänke, die zum Verweilen einladen; eine Tanne und ein Schirm, die vor der Sonne schützen. Vor dem Alterszentrum Oberi befinden sich noch mehr Kunstwerke, doch ich bleibe bei diesem hier, schalte wieder zum vorherigen Programm um und setze mich. Vor meinem Fuss breitet sich ein Stein aus, in den das Wort «Reflexion» eingraviert ist.

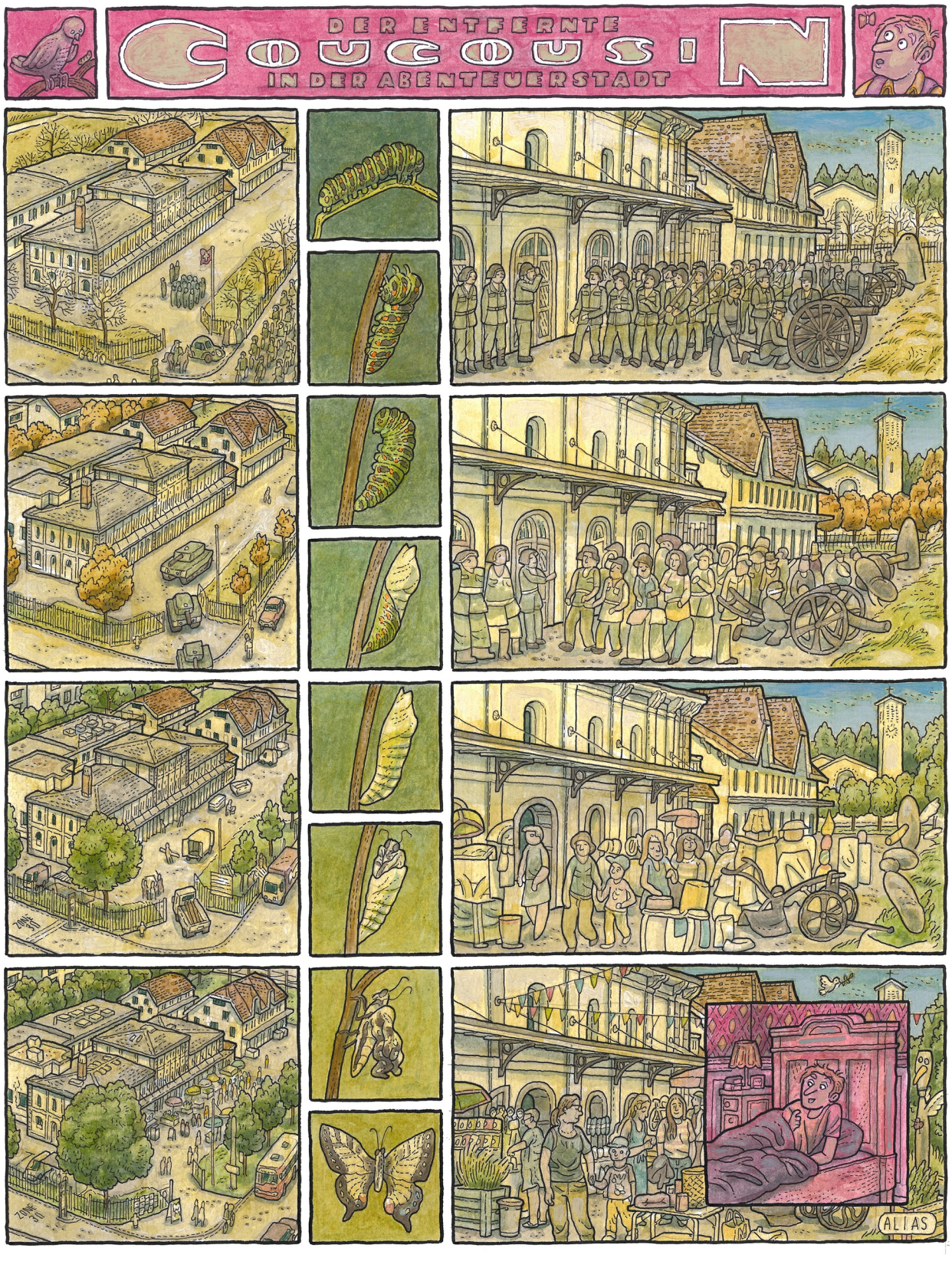
Dies ist der Titel des Kunstwerks – gleichzeitig fühle ich mich von der Gravur zum Reflektieren aufgefordert. So fange ich an, über mein Leben nachzudenken, aber auch über das der Künstlerin. Adelheid Hanselmann-Erne ist im schweizerischen Schönenwerd geboren. Sie machte eine Ausbildung zur Goldschmiedin, spezialisierte sich im dreidimensionalen Gestalten, dozierte an der ZHdK, wurde Gestaltungstherapeutin und liess sich sogar zur psychologischen Beraterin ausbilden. Was brachte sie dazu, eine Ausbildung zur psychologischen Beraterin zu machen? War ihr der Beruf als Künstlerin zu unberechenbar?

Die blaue Linie im Fernseher mit ihren Hügeln und Tälern erinnert mich an eine Welle. In ihr sehe ich meine Vergangenheit mit all ihren Höhen und Tiefen. Der Metallrahmen begrenzt die Kunststoff-Welle so wie die Geburt und der Tod das Leben eines Menschen. Neben dem Stuhl, auf dem ich sitze, stehen zwei weitere Stühle. Sie sind auf die blaue Welle ausgerichtet. Wer sass vor mir auf den Stühlen? Kannten sich die Personen? Waren es Bewohner*innen des Alterszentrums? Hat sie die blaue Welle von Hanselmann-Ernes Plastik auch dazu gebracht, über ihr Leben zu philosophieren? Haben sie sich aufs stürmische Meer hinausgewagt oder sind sie am Ufer geblieben? Würden sie sich nochmals für den gleichen Weg entscheiden?

AMALIE BONGARTZ
studiert Kunstgeschichte und Germanistik an der Universität Zürich.
LIA GRÜNIG
ist Bildredakteurin beim Coucou.

IN DER ARTOTHEK
werden öffentlich zugängliche Kunstwerke vorgestellt.

von
DANIEL BOSSHART



Einblick ins Atelier

Text:
ALINE GEISSMANN

Bild:
LAURA SCHOCH

Als Laura Schoch letzten Herbst in Napoli auf eine Fähre wartete, die sie zu einer Vulkaninsel bringen sollte, beobachtete sie eine absurde Szene. In einem Wettbüro neben dem Hafen standen zahlreiche Menschen, die Unmengen Geld für etwas ausgaben, das nicht einmal 30 Sekunden dauerte: Hunderennen. Sie starrten gebannt auf die Bildschirme, auf denen Hunde ihre Runden rannten. War ein Rennen zu Ende, zerknüllten frustrierte Hände Wett-Quittungen und schmissen sie in die Richtung eines überquellenden Mülleimers. Anschliessend startete alles von vorne. Die Winterthurerin war fasziniert von der schrägen Mischung aus Spiel und Ernst, dem Kontrast zwischen den Tieren, die sich so intensiv bewegten und den Menschen, die nichts taten, ausser zuzuschauen. Beobachtungen wie diese sind für Laura oft Ausgangspunkt für eine vertiefte Auseinandersetzung in ihrem Atelier in der Remise Büelrain, woraus dann verschiedene Bilder entstehen. In der nachfolgenden Bildstrecke zeigt die 30-Jährige eine Auswahl ihrer Malereien der letzten Monate zu Vulkanen und rennenden Hunden.



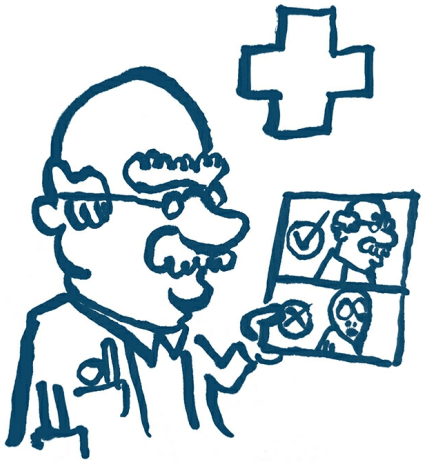












Q-Cou

Gummis und Gynis

«Ich würde gerne über Mensschmerzen und Verhütung sprechen», eröffnete ich vor einigen Jahren einen Ersttermin bei einer Gyni. Ohne eine Frage zu stellen, empfahl sie mir die Pille. Als ich ihr dann erklärte, dass ich lesbisch und nicht monogam lebe und ich darum gerne über Schutz vor STIs (Sexuell übertragbaren Infektionen) reden will, überlegte sie kurz und antwortete dann: «Ja, da können Sie jetzt halt kein Kondom benutzen, hä.» Weitere «Informationen» hatte sie nicht.

Sie empfahl mir schliesslich «eine feste Partnerschaft» und weigerte sich, mich vaginal zu untersuchen (was vor allem bei Mensbeschwerden unabdingbar wäre), weil sie Angst hatte, bei mir als Lesbe «etwas kaputt zu machen». Klingt nach einem freudschen anatomischen Wissensstand, von bemitleidenswerter sexueller Vorstellungskraft ganz zu schweigen. Solche Geschichten kenne ich wie Sand am Meer. Queerfeindlichkeit seitens Fachpersonal, historisch gewachsene Scham sowie fehlende Forschung führen dazu, dass Queers und insbesondere trans Menschen nicht zu nötigen Behandlungen kommen, sich schlechter schützen können und sich in Diskussionen wiederfinden, die nichts mit ihrem medizinischen Anliegen zu tun haben. Und wir sind da nicht die einzigen. Gesundheitliche Ungerechtigkeit zeigt sich z. B. in den Versäumnissen in der Forschung und Erkennung von Endometriose oder darin, dass weisses Gesundheitspersonal People of Colour – und vor allem Frauen – nach wie vor weniger Schmerzmittel verabreicht. Ferner werden Beschwerden dicker Menschen vorschnell auf ihr Körpergewicht geschoben und behinderten Menschen ihre Selbstwahrnehmung und Autonomie abgesprochen. Von der männlichen, weissen, ablen, normgewichtlichen, cis-hetero-Norm abzuweichen, bedeutet also nicht nur, dass die Medizin schon immer an einem vorbeiforscht, sondern auch, dass man von Fachpersonal oft nicht ernst genommen oder gar abgewertet wird.

Zur sexuellen Gesundheit von Queers gibt es zum Glück mittlerweile mehr Ressourcen und extra Beratungsstellen, teilweise sind sie sogar kostenlos. Selbstorganisierte Angebote mit unsicherer Finanzierung können aber langfristig nicht die Lösung sein. Vielmehr müssen queere und andere Realitäten von Anfang an im Standardangebot mitgedacht werden und Teil der Ausbildung sein. Das erfordert einen langen politischen und gesellschaftlichen Weg und individuelle Offenheit seitens Gesundheitspersonal. Naja, man kann leider nicht über jedes Problem einfach ein Kondom drüberstülpen, hä.

OLIVIA HÄBERLI
ist Wahlwinterthurer*in und arbeitet in der Kultur, an Texten und an sich selbst.

NORA HURTADO
wohnt in Winterthur, gestaltet Kreatives und spielt elektronische Musik.

DAS Q-COU
stopft ansatzweise das Loch von öffentlichen queeren Perspektiven aus und auf Winterthur.

INFO
Diskriminierungssensible Gesundheitsfachpersonen findest du auf geplaper.ch.



Architexturen

Die Brücke in die Sackgasse

Was Leonie Moser wohl dazu sagen würde? Da wird in der Grüze eine neue Brücke gebaut, knapp 400 Meter lang. Benannt nach ihr, der Schweizer Röntgen-Pionierin (1897–1959). Erstmals wird hierzulande eine Brücke nach einer bekannten Landsfrau benannt, längst überfällig eigentlich. Das neuste Winterthurer Bauwerk soll Bahn und Bus verbinden und ein stark wachsendes Quartier erschliessen – Wohnungen für rund tausend Menschen und noch etwas mehr Arbeitsplätze sollen hier entstehen. Wo gelebt und gearbeitet wird, müssen auch ÖV-Verbindungen stimmen, dafür wurde das Verkehrskonzept Neuhegi-Grüze erarbeitet. Ein wichtiger Teil davon: der Ausbau des Bahnhofs Grüze. Züge Richtung Frauenfeld und Seuzach sowie zusätzliche Verbindungen nach Winterthur und Zürich sollten hier stoppen, die künftigen Wohnenden und Arbeitenden holen und bringen; 12'000 Menschen hier täglich umsteigen. Das zentrale Element: die Brücke, die nun fertiggestellt wurde. Nur – die Züge, die zusätzlich stoppen sollten, werden womöglich nie dort halten. Warum? Weil die Kommunikationskaskade im Beamt*innen-

Sumpf versickerte. Das Bundesamt für Verkehr, wo das Projekt einst auf dem Tisch lag, erteilte den SBB keinen Auftrag, die SBB planten ohne Auftrag nicht weiter, und in Winterthur wiederum ging man davon aus, dass schon alles seinen Gang nehme. Das muss man in der Schweiz erst einmal schaffen: Für 71 Millionen eine Brücke bauen, die den öffentlichen Verkehr besser verknüpfen soll, während unterhalb der Brücke die S-Bahn durchfährt, ohne anzuhalten. Von einer «fatalen Fehleinschätzung, die dringend korrigiert gehört», sprach der Winterthurer Stadtrat. Mit vereinten Kräften von Kanton und ZVV will er nun den Bund von der Wichtigkeit der Haltestelle Grüze überzeugen. Mit dem ehemaligen Sulzerareal haben wir eine gute Ausgangslage für die Verhandlungen. Man könnte «die vo Bern obe» in die Lokstadt locken, zur Auflockerung erst ein bisschen zocken im Casino, dann zur konstruktiven Planungssitzung auf den «Dialogplatz». Kaffee und Kuchen, Stühle im Kreis. Wenn das nicht fruchtet, gibt es nur eins: Die 1'500 Menschen, die künftig dort arbeiten, müssen in die umliegenden Neubauten einziehen. Dann stört auch der fehlende Bahnstopp nicht. Für Besucher*innen würde eine eigene Buslinie reichen, die vom Bahnhof Winterthur ins neue Leonie-Moser-Quartier führt, mit der Endstation namens «Sackgasse» unter der neuen Brücke.

W.F.K.
wirft den Blick auf Altgedientes und Neues, auf kleine und grosse Veränderungen im Stadtraum.

LILIAN CAPREZ
zeichnet gerne für andere und für sich - manchmal schnell, manchmal langsam.

ARCHITEXTUREN
erzählt darüber, was die Bauwerke, Strassen und Wege Winterthurs zu erzählen haben.



L'ultimo atto

Davvero l'ultimo atto

Die letzte Szene ist gespielt. Das letzte Wort gesagt. Da gibt es diesen kurzen Moment, diese kurze Unsicherheit. Ist das wirklich das Ende? Kommt da noch was? Isch das ez wükki alles gsi? Aber dann fällt der Vorhang, nur um sich nach paar Sekunden wieder zu öffnen. Alle Protagonist*innen stehen aufgereiht im vorderen Drittel der Bühne. Jetzt ist es allen klar: Das isch es gsi.

KlatschKlatschKlatsch VerbeugenVerbeugenVerbeugenAbgehenAbgehen AbgehenVorhangwiederzuVorhangwiederzuNochmehrklatschenNochmehrklatschen Vorhangwiederaufvorhangauf

Langsam wollen die einen schon aufstehen. Will isch ja scho easy gsi, aber isch denn ja au mal guet. Aber die anderen. DIE FANS. Die bleiben natürlich und klatschen wie wild weiter.

Wildweiterklatschen

Jetzt wollen wir auch noch alle verdanken, die gar nicht auf der Bühne stehen. Wir zeigen mit der Hand in Richtung Ton und Licht. Dort sitzen Stefan Breitenmoser und Julius Schmidt. Sie schauen mit Feingefühl und Erfahrung, dass die Aufführung jeweils so klingt wie geplant und setzen das ganze Stück mit dem passenden Licht in Szene.

Klatschenin RichtungStefanundJulius

Mit der anderen Hand zeigen wir in die erste Reihe. Dort sitzt die Bühnenbildnerin Francesca Petrarca. Ohne sie und ihr Gespür und Talent für das passende Bild und den richtigen Ausdruck wäre das ganze Stück gar nicht möglich gewesen.

Klatschenin RichtungFrancescaFrancescaverbeugtsichverbeugtsich

Bewegung kommt in den Saal. Die einen stehen auf, weil sie jetzt dann also auch wirklich mal gehen müssen. Gopf. Es isch under de Wuchä. Morn mueni wieder früäh. Aber das ist dem Rest des Publikums egal. Sie erheben sich von ihren bequemen Theatersesseln und klatschen an Ort und Stelle weiter.

AnOrtundStelleweiterklatschenweiterklatschen

Die Hände des Ensembles zeigen nun in verschiedene Richtungen. Danke Publikum. Danke fürs Zuschauen und danke für die Reaktionen. Danke an alle freiwilligen Helfer*innen, die die Programmhefte sorgfältig durchlesen und auf Fehler überprüfen. Danke an alle im Theaterbüro für die Organisation und die Bühne. Danke an alle anderen Theatermacher*innen – dank euch gibt es diesen Raum.

JetzteinallerletztesMalverbeugenverbeugen

Danke. Theater geht nicht alleine und Kolumnen schreiben auch nicht. Vorhang zu. Saallicht an. Türen auf.

ALESSANDRA WILLI
schrieb im März 2024 die erste L'ultimo atto Kolumne. Diese hier ist ihre letzte. Im kommenden Jahr wird sie sich noch mehr in die Welt des Theaters wagen.

FRANCESCA PETRARCA
war noch nie auf dem Mont Ventoux wie ihr berühmtes Pendant, erklimmt aber die Gipfel visueller Gesatltung.

IN L'ULTIMO ATTO
dreht sich alles um die Winterthurer Theaterlandschaft.

Pain et Fromage

CROISSANT PRESSÉ

1	Croissant
1 Stückchen	Butter
1 wenig	Zucker
1 Prise	Salz

Ob von der Stadtkirche die Pfarrgasse entlang, vom tiefsten Judd-Brunnen oder von den weiten Mündern der Steinberggasse: Der Blick fällt immer wieder auf dasselbe verheissungsvolle schwarze Holzschild. Es steht vor einem kleinen Schaufenster, unter einer locker drapierten blau-weiss-roten Trikolore, darüber in geschwungener Schrift: «Pain et Fromage».

Wer dem Duft warmer Croissants ins Innere folgt, landet für einen Moment in la douce France. Dijonsenfgelbe Wände, auf dem Radiator eine grosse Frankreichkarte mit all ihren Départements und in den Regalen Confit de Canard, Cidre brut, Meringues, Châteauneuf-du-Pape, Fleur de Sel, Sirop de Menthe, Pâté Maison, Olives noires, Cognac, Confiture de Châtaignes – et tout le reste. Alles mit französischer Etikette. Im Zentrum steht die Käsevitrine – und dahinter Stéphanie, die mit einem wohlklingenden «Bonjour» begrüsst.

In der Vitrine wartet eine saisonal wechselnde Auswahl an französischem Käse: Brie de Meaux, Caprifeuille, Petit Basque, blauer Fourme d'Ambert, orange leuchtender Mimolette. Eine Tour de France aus Milch. Zu jedem erklärt Stéphanie Herkunft, Milchart, ob Rohmilch oder pasteurisiert, Verwendung in der Küche und die ideale Serviertemperatur mit einem charmanten französischen Akzent, der genauso zu diesem Laden gehört wie Käse und Baguette. Eingerahmt wird das Käsestillleben von Körben voller Pains au Chocolat, Chaussons aux Pommes, Baguettes, Canelés und Croissants au Beurre. Einen Teil des Gebäcks gibt es auch tiefgekühlt zum Aufbacken.

Wer sich bei diesem kleinen Frankreichurlaub etwas übernimmt und mit mehr Croissants heimkehrt, als unmittelbar gegessen werden können, muss sich am nächsten Tag nicht mit traurigem, trockenem Gebäck abfinden. Altbackene Croissants lassen sich hervorragend in knusprige Träger weiterer Leckereien verwandeln. Dazu ein Croissant mit einer Pfanne ganz flachpressen. Etwas Butter in einer Pfanne schmelzen und wenig Zucker sowie eine Prise Salz darüberstreuen. Das flache Croissant hineinlegen, die Butter-Zucker-Mischung damit aufwischen und mit einer zweiten Pfanne beschweren. Bei mittlerer Hitze zwei bis fünf Minuten goldbraun toasten, wenden und dasselbe auf der anderen Seite wiederholen.

So wird aus dem alten Croissant ein karamellisierter Blätterteigfladen: buttrig, knusprig und croissantig. Dasselbe funktioniert auch mit einem Pain au Chocolat. Diese Fladen sind wunderbare Unterlagen für französische Köstlichkeiten. Auf der noch heissen Oberfläche lässt sich ein Stück Käse wie etwa vom Cabécou d'Autan anschmelzen. Wer es lieber süss mag, nimmt Confiture de Châtaignes, Miele di Arancio oder schokoladige Goufrais. Voilà. An passenden Delikatessen oder Inspiration mangelt es bei Pain et Fromage pas du tout.

COLIN KOFMEL
glaubt fest an ein zweites Leben für Croissants.
MARIUS ECKERT
ist freischaffender Fotograf und in Winti fast ein bizeli zuhause.
FÜR DAS GOÛTGOÛT
durchstreift Colin Kofmel Winterthur, um Orte aufzuspüren, an denen man interessante Zutaten findet. Mit einem Rezeptvorschlag lädt er dich ein, es ihm gleichzutun.

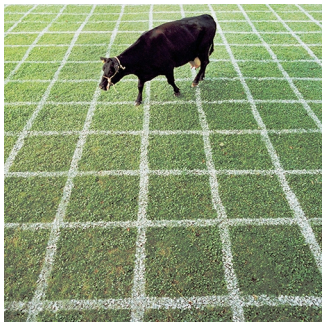


Geh mal

DEN UMFASSENDSTEN
KULTURKALENDER WINTERTHURS
FINDEST DU UNTER
WWW.COUCOUMAGAZIN.CH

Andri Pol – Poliversum

Fotostiftung Schweiz



Ausstellung bis am
So, 6. Dezember

Eintritt: CHF 14/12
(Mittwoch ab 17 Uhr frei)

Fotostiftung Schweiz
Grüzenstrasse 45
www.fotostiftung.ch

Bild: Andri Pol / Fotostiftung Schweiz

VON JULIUS SCHMIDT

In der Fotostiftung läuft seit Juni und noch bis Dezember die wohl witzigste Ausstellung, die du dieses Jahr in Winterthur sehen kannst: «Andri Pol – Poliversum». Die Ausstellung führt vor Augen, wie der bekannte Schweizer Fotojournalist den visuellen Witz in seiner Bildsprache perfektioniert hat. Auf den Fotos sieht man Gummiboote und Schwimmflossen, die in den Gängen des CERN gelagert sind oder Trachtenkniesocken, die am Bäuerinnenfest stilsicher mit Gewehren kombiniert werden.
Besonders bei der ersten Visionierung funktioniert die Ausstellung sehr gut. Die eindeutige Bildsprache löst immer einen kurzen Denkprozess aus, der sich dann Luft verschafft als subtiles Schmunzeln, sardonisches Grinsen oder schnelles Lachen. Beim wiederholten Visionieren ist es dann mitunter, wie es halt mit Witzen ist: Aufs erste – in diesem Fall – Sehen sind sie am besten. Aber dieses erste Sehen lohnt sich allemal.

Jungkunst

Halle 710



Ab Do, 22. Oktober, 16 Uhr
bis So, 25. Oktober, 18 Uhr

Eintritt: CHF 17/14/5
(Kinder bis 6 Jahre frei)

Halle 710
Barbara-Reinhart-Strasse 27
www.jungkunst.ch

Bild: Olivia Kurz

VON LAURA MARTA

Konzerte, Slams, Performances, Ausstellungen und mehr: Die Jungkunst feiert ihr 20-jähriges Bestehen. Egal ob aufstrebend oder bereits etabliert, hier ist die nächste Generation junger Talente vom 22. bis 25. Oktober 2026 versammelt. Von der Druckwerkstatt für Kids über das Konzert der Winterthurer Legende KRYSL, Rapper und jahrelanger Speaker der FC-Winterthur-Frauen, bis zu bewegenden Fotoausstellungen und faszinierender Malerei – für jeden Gusto ist etwas dabei. Und das Beste: Man muss nicht Kunst studiert haben, um die Werke zu verstehen. Regelmässig finden öffentliche Führungen statt, bei denen du das Kurationsteam mit all deinen Fragen löchern und mehr über die Entstehungskontexte erfahren kannst. Finden wir richtig und wichtig. Denn wie Keith Haring schon geschrieben hat: Art is for everybody! Oder sie sollte es zumindest sein.

Zur Sonne! Zur Freiheit!

Reinhart am Stadtgarten



Ausstellung bis am
So, 25. Oktober

Eintritt: CHF 18/15/9

Reinhart am Stadtgarten
Stadthausstrasse 6
www.kmw.ch

Bild: Carl Blechen, Meeresstudie, 1829, KMW, Stiftung Oskar Reinhart

VON HENRY EBERHARD

Natur als Atelier, Öl als unmittelbares Ausdrucksmittel: Die Sommerausstellung 2026 im Reinhart am Stadtgarten widmet sich der Geburt der Freilichtmalerei – also dem Malen direkt in der Natur anstatt im Atelier. Unter dem Titel «Zur Sonne! Zur Freiheit!» treffen Werke von Pierre-Henri de Valenciennes, Camille Corot oder Carl Blechen auf Positionen von Alpenmalerei-Pionier Caspar Wolf und eröffnen ein Spannungsfeld von Beobachtung und Befreiung. Zwischen frühen Experimenten und meisterhaften Landschaften zeichnen die Kuratoren David Schmidhauser und Florian Illies die Blütezeit des Genres in Italien und zugleich den Weg der Freiheitsbewegung der Schweizer Malerei nach.

Hör mal

ANGER MGMT.

Anger Is Eternal



Anspieltipp: «I Thought I'd Started To Make Progress Again»

Matthias Menzi macht Programm im Kraftfeld. Da spielen ANGER MGMT. gemeinsam mit Sexuelle Abstinenz und Sunwasher am 18. Dezember ein Konzert. Zufälle!

Noisolution, April 2026

VON MATTHIAS MENZI

Nichts Geringeres als das Perpetuum Mobile wollen sie entdeckt haben, so zumindest meine ganz persönliche Interpretation der Namensgebung ihres ersten («Anger Is Energy») beziehungsweise des kürzlich erschienenen zweiten Albums, das auf den Titel «Anger Is Eternal» hört: Eine ewigwährende Energiequelle also, und alles, was wir tun müssen, ist, zu lernen, mit ihr umzugehen? Schöner Gedanke. ANGER MGMT. scheinen ihren Weg jedenfalls gefunden zu haben: Nicht in sich reinfressen, sondern raus damit! Entsprechend direkt und hässig kommt das, was das Trio im Studio in Kollbrunn in die Mikrofone gejagt hat, aus den Speakern. Selbstredend ist ihre Musik nicht ganz frei von Zwischentönen – mal melancholisch, niedergeschlagen sowieso, gegen Schluss hoffnungsvoll kitsch-episch – aber das gehört alles auch dazu.

IKAN HYU

Withdrawal Symptoms



Anspieltipp: «Mimicry Love Sick»

Sophie Wagner ist Produktionsleiterin beim Coucou.

Die Plattentaufe findet am 17. Oktober im Salzhaus statt.

Mouthwatering Records, September 2026

VON SOPHIE WAGNER

Haifische halten sich bekanntlich nie still. Auch Hannah Bissegger und Anisa Djojoatmodjo schwimmen seit zehn Jahren beharrlich weiter und erfinden sich dabei immer wieder neu, mitten in ihrem eigenen, selbstkreierten Sog aus Elektro-Pop, Punk und Rap. 2025 wurde Djojoatmodjo dafür mit dem Kulturpreis Winterthur ausgezeichnet. Kaum ist Anfang Jahr die EP «Flying Fish» erschienen, folgte im September schon das neue Album «Withdrawal Symptoms». Jetzt das Wichtigste: Die Plattentaufe findet am 17. Oktober im Salzhaus statt. Worauf wartest du noch? Lass uns vor leuchtenden LED-Haizacken und in Kostümen wie aus dem Algenwald zehn Jahre Bandgeschichte feiern und so lokale Musikschaffende live im Salzhaus unterstützen.

Two Dogs

People Do Strange Things



Anspieltipp: «Fuck The System»

Stefan Breitenmoser hört gerne Musik mit komischen Geräuschen, nur nicht beim Velofahren.

Boomslang Records, September 2026

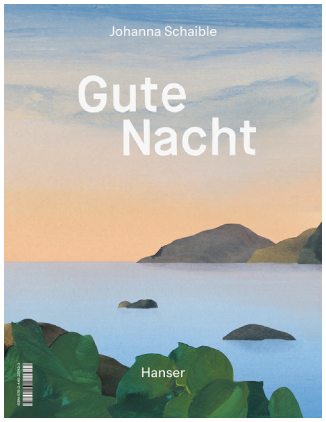
VON STEFAN BREITENMOSER

Two Dogs, das sind der Winterthurer Gitarrist und Musiker Beat Keller, der auch die Lagerstudios betreibt, und der Noise-Musiker, Extrem-Turntablist und Sänger Joke Lanz. Eben erst ist ihr zweites Album «People Do Strange Things» erschienen, das sämtliche Versuche, dieses in irgendeine Genre-Schublade zu pressen, schon vom ersten Ton an der Lächerlichkeit Preis gibt. Da toben sich zwei aus, die schon unterschiedlichste Musik gespielt haben, springen vom Gepäcklaufband über Jim Morrison und Harry Kane nach Fukushima, scratchen die Platten und Gitarren, grummeln, flüstern und schreien ins Mik und hauen dabei Sätze raus wie «Chrigu tue dä Chüngu i Chübu». Ja, Menschen machen komische Sachen – und Hunde auch.

Lies mal

Johanna Schaible

Guten Morgen – Gute Nacht



Carl Hanser Verlag, 2026

«Guten Morgen – Gute Nacht» umfasst 56 Seiten und wiegt 312 Gramm.

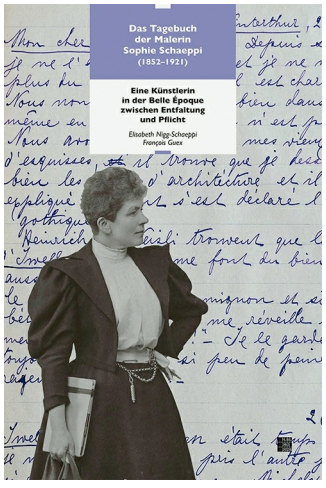
Daniel Fehr ist Kinderbuchautor, Spiele-Erfinder und Comic-Connaisseur.

VON DANIEL FEHR

Ein neuer Tag beginnt. Die Sonne geht auf. Wir blicken aufs Meer. Auf der nächsten Seite flattern Vögel um einen Busch. Eine Seite weiter blicken zwei Kinder vom Balkon aufs Meer. Jedes Mal, wenn wir umblättern, springt die Uhr eine Stunde weiter. Und mit jedem Umblättern landen wir in einer anderen Jahreszeit, an einem anderen Ort. In einer hektischen Stadt, in der Savanne oder in einem Kriegsgebiet. Das Wendebuch kommt in seiner Mitte zu einem Ende und beginnt von hinten erneut. «Guten Morgen» wird zu «Gute Nacht». Wir erleben dasselbe Spiel – dieses Mal bei Mondschein. Wir blättern um und sehen einen neuen Ort. Eine Stadtwohnung, einen Steinbruch, Polarlichter am Nordpol. Die Berner Autorin findet in ihren Bildern die Balance zwischen Land und Stadt, Natur und Zivilisation, verschiedenen sozialen Milieus oder Kinder- und Erwachsenenwelt. «Guten Morgen – Gute Nacht» folgt auf Schaibles preisgekröntes Bilderbuchdebüt «Es war einmal und wird noch lange sein» (2021). Wie dieses ist auch ihr neustes ein All-Age-Buch, das in einem grafischen, gleichwohl atmosphärischen Stil angenehm unaufgeregt von der Welt erzählt. Ausgelesen und ausgesehen will es nie sein. Kaum ist es zu Ende, beginnt es schon wieder von vorne (oder hinten) – und lässt uns von neuem staunen: über die Welt, über die Zeit, über uns.

Elisabeth Nigg-Schaeppi & François Guex

Das Tagebuch der Malerin Sophie Schaeppi (1852–1921)



Chronos Verlag, 2026

«Das Tagebuch der Malerin Sophie Schaeppi» umfasst 336 Seiten und wiegt 874 Gramm. Bis Ende Oktober sind ausgewählte Werke in der Kyburg ausgestellt.

Lynn Vellacott findet «Freundschaft» den falschen Begriff für die Beziehung von Sophie und Gamine in Anbetracht der konstanten Küsse.

Hinweis: Sophie Schaeppi schrieb vor über hundert Jahren. Sie benutzte vereinzelt Begriffe, die wir heute als rassistisch oder ableistisch erkennen.

VON LYNN VELLACOTT

Das Leben einer Winterthurer Künstlerin, die vor über hundert Jahren gelebt hat, scheint wenig mit meinem eigenen zu tun zu haben. So dachte ich zumindest, bis ich begann, die Tagebücher von Sophie Schaeppi zu lesen. Sie spazierte durch Strassen, die ich heute noch entlanggehe, sie verkehrte mit Menschen, deren Namen mir überall begegnen: Sulzer, Reinhart, Volkart. Auch ihr Existenzkampf als alleinstehende Künstlerin, die oft unbezahlt arbeitet, kommt mir ernüchternd vertraut vor. Elisabeth Nigg-Schaeppi und François Guex haben die ausführlichen Tagebucheinträge ihrer Gross- und Urgrosstante Sophie Schaeppi von 1885 bis zu ihrem Tod 1921 durchforstet, aus dem Französischen übersetzt und zu einem Buch zusammengestellt. In ihm begleite ich Sophie durch ein Leben, das so launenhaft und ambivalent wie sie selbst ist: Stets an sich zweifelnd und chronisch krank wünscht sie sich an einem Tag den Tod und am nächsten schwärmt sie begeistert über die Schönheit der Natur und ihre tiefe Zuneigung zu ihren zahlreichen Freund*innen, Nichten und Neffen. Mal amüsieren mich ihre pointierten Einschätzungen, mal nervt mich ihre Wehleidigkeit. Trotz prekärer finanzieller Lage und Erwartungen der Familie kämpft Sophie immer wieder Raum in ihrem Leben frei für die Malerei. Am Ende fühlt es sich an, als hätte ich diese Frau mit ihren Stärken und Schwächen persönlich kennengelernt, und es tut etwas weh, mich von ihr zu verabschieden.

Schau mal

Andrei Tarkowski | **Solaris**





Sowjetunion 1972

Viviane Oswald liebt Filme mit einem starken Farbkonzept und Männer in Netzstrumpf-Tanktops.

Solaris wird am 5. Oktober im Rahmen der Filmreihe «In Erinnerung – Andrei Tarkowski» im Kino Cameo gezeigt.

VON VIVIANE OSWALD

Ein Mann küsst eine Frau, die fast seine Frau ist, aber eben nicht wirklich. Drei Kanarienvögel sitzen nebeneinander auf dem Stängelchen; fast Kopien voneinander, aber eben nicht ganz. Und Sigmund Freud reibt sich in seinem Grab die Hände. Oder so.

«Solaris» zu schauen, fühlt sich an wie eine Heimkehr an einen fremden Ort, wo sich das Vertraute und das Unheimliche gegen einen verschworen haben. Dies, obwohl die Ausgangslage von Tarkowskis drittem Langspielfilm nach einem klassischen Sci-Fi-Mysterium klingt. Wie in der gleichnamigen Romanvorlage von Stanisław Lem soll der Psychologe Dr. Kris Kelvin der Raumstation über dem Planeten Solaris einen Besuch abstatten. Dort soll er prüfen, wie sich die forschenden Wissenschaftler zurechtfinden und ob sich die Forschung weiterhin lohnt. Als er jedoch ankommt, sind die überlebenden Wissenschaftler, Dr. Snaut und Dr. Sartorius, alles andere als zuvorkommend. Sie drücken sich nur kryptisch aus und verschanzen sich in ihren Zimmern. Hinzu kommt, dass die Bestrahlungsexperimente mit dem Ozean, der denkenden Substanz von Solaris, dazu geführt haben, dass die Bewohner der Raumstation nun von Replika der Menschen aus ihren Erinnerungen heimgesucht werden. Kris sieht sich also plötzlich mit einer Doppelgängerin seiner verstorbenen Frau Hari konfrontiert und muss sich damit auseinandersetzen, wie «echt» sie und seine Gefühle für sie sind.

Schnell – obwohl das bei einer Filmlänge von 167 Minuten nur relativ ist – wird also aus dem «simplen» Sci-Fi-Plot eine philosophische Abhandlung über Menschlichkeit, Identität, Wissen und Wissenschaft. Dabei wirft «Solaris» definitiv mehr Fragen auf, als er beantwortet. Was ist Existenz ohne Erfahrung und Erinnerungen? Können wir jemals uns selbst – geschweige denn andere – kennen? Wo liegen die moralischen Grenzen bei der Suche nach Wissen? Eingebettet sind diese Fragen in Tarkowskis malerisch arrangierten Bildern. Sequenzen in saftigen Farben werden unterbrochen von blau getonten Schwarz-Weiss-Einstellungen. Matte und glänzende Oberflächen kontrastieren sich, und es wimmelt von Symbolen des Unheimlichen; von Spiegeln und Fremden, die das Verständnis der Realität verkomplizieren. Nur langsam und spärlich werden Informationen offenbart, was zur ominösen und tristen Stimmung beiträgt, die auf der Tonebene durch düstere, atmosphärische Weltraumklänge und gelegentliche Orgelmusik ergänzt wird.

Seine Undurchsichtigkeit macht «Solaris» zu einem intellektuell anspruchsvollen, gelegentlich vielleicht sogar frustrierenden Film. Jedoch garantieren sein eindrückliches Erscheinungsbild und die Sorgfalt, mit der er seinen Motiven nachgeht, dass Zuschauende für ihre Geduld und Offenheit wieder und wieder belohnt werden. Wie ein Zückerli aus dem Abgrund.

Kultursplitter

POLITISCH, UNBERECHENBAR

Kiff, Aarau
Fr, 16.10., 20 Uhr
www.kiff-aarau.ch

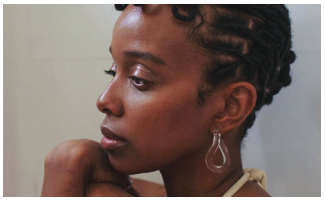


Seit 1987 pfeifen Les Reines Prochaines auf Konventionen. Ihr aktuelles Programm «Scissorhood» verbindet poetische Songs, Performances und Projektionen zu einem multimedialen Gesamtkunstwerk – feministisch, politisch und mit einer gehörigen Portion Anarchie. Die Musikerinnen singen, tanzen, rezitieren und wechseln munter die Instrumente. Was dabei entsteht, ist ebenso verspielt wie provokant und beweist: Rebellion kennt kein Ablaufdatum.

AAKU
Aargauer Kulturmagazin

FEST FÜR DAS GESPROCHENE WORT

Diverse Orte, Luzern
Mi, 21. bis Sa, 24.10.
www.woerdz.ch

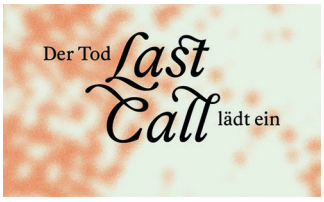


2026 ist ein woerdz-Jahr! Das biennal stattfindende internationale Spoken-Word-Festival bereichert den Luzerner Kulturherbst wieder mit Aufführungen von mehr als 90 Autor*innen. Allen voran Jamila Woods – die Musikerin aus Chicago tritt am Freitag, 23. Oktober, im Südpol Luzern auf. Das Programm umfasst aber noch viele weitere spannende Namen wie etwa Sibylle Berg & Kreidler, Pedro Lenz, Ohne Rolf oder Manuel Stahlberger. Absoluter Pflichttermin!

null41
KULTURMAGAZIN

DEM TOD EIN FESTIVAL

Altstadt, St. Gallen
Sa, 31.10., 10 bis 17 Uhr
www.palliative-stadtsg.ch/last-call



Der Tod ist kein gern gesehener und trotzdem regelmässiger Gast. Und in unserer Gesellschaft immer noch ein grösseres Tabu. Im Rahmen der nationalen Aktionswoche «endlich.menschlich» widmet das Forum Palliative Care ihm einen Begegnungstag. Im Gespräch mit Betroffenen, Fachpersonen und Kulturschaffenden entstehen neue Impulse und an verschiedenen Orten in der St. Galler Altstadt neue Zugänge zu Sterben, Tod und Abschied.

Saiten

EIN LETZTES MAL KIKFESTIVAL

Kreuzlingen, Thurgau
Mi, 21.10. bis Fr, 13.11.
www.kik-kreuzlingen.ch



Das KIK-Festival gehört seit vielen Jahren zu den wichtigsten Kleinkunst- und Kabarettveranstaltungen der Ostschweiz. 2026 findet es zum letzten Mal in seiner bisherigen Form statt. Für den Abschluss konnten zahlreiche namhafte Künstler*innen gewonnen werden. Den Auftakt machen Ursus & Nadeschkin. Es folgen Max Uthoff, Ulan & Bator, Quichotte, Andreas Rebers, Miss Allie sowie Riklin & Schaub.

thurgaukultur.ch

WNTI

Kultur vom Coucou. Kontext von WNTI.

WNTI liefert täglich Geschichten aus Winterthur für Winterthur. Kostenlos, jeden Morgen in deinem E-Mail-Postfach.

Jetzt abonnieren unter wnti.ch

Coucou



coucoumagazin.ch/spenden







Behind the Scenes

Fr 30. Oktober 2026 ab 17 Uhr

Blick hinter die Kulissen

Was passiert im Technorama, wenn die Türen geschlossen sind? Entdeckt Labore, Büros und Werkstätten, trefft die Menschen dahinter und erfahrt, wie unsere Exponate und Shows entstehen.

CHF 15.- pauschal
Jetzt Tickets sichern!

TECHNORAMA
Swiss Science Center

WINTERTHUR
TEUCHELWEIHER

28. OKT – 1. NOV
CIRCUS-MONTI.CH

JETZT TICKETS SICHERN

MONTI

SWISSLOS Kanton Aargau
Tages-Anzeiger
DELINAT Biowein. Nur besser.
ticketcorner
SWISS CLEANTECH Wirtschaft klimataugl.
naturemade star ökologische Energie